FÜNFZEHNTE PROGRAMM DES K. K. GYMNASIUMS ZU BOZEN, VERÖFFENTLICHT...

Kaiserlich-Königliches Gymnasium

XV.

PROGRAMM

des k. k.

Gymnasiums

zu

BOZEN,

veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres

1864/65.

Bozen, 1865.
Druck von G. Ferrari vorm EBERLE.

Inhalt.

1. **Ideenentwicklung des Spaziergangs von Schiller**, vom Gymnasiallehrer P Petry Ingolstadt
2. **Schulnachrichten**, vom Director

Gymnasial-Programm.

Ideenentwickelung

des

Spazierganges

von

Schiller.

Willst du lesen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch seine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahnest,
Und wie's Dichterangen sahn
Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Adolf Stöber.

Daß Schiller außer seinen unsterblichen Tragödien auch Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Romanze, der Lirik und Didactik geleistet, und daß er und Göthe immer als die glänzendsten Gestirne am kiefblauen Dichterhimmel des deutschen Volkes strahlen werden, ist nicht allein unserer Nation, sondern aller Welt bekannt. Mehr als verlorne Mühe wäre es also, mit dem Dichter des „Spazierganges" oder der „Elegie", dessen Ideenentwicklung sich vorliegendes Programm zur Aufgabe gesetzt hat, erst bekannt zu machen. Unter den didaktischen Gedichten Schillers nimmt der „Spaziergang" unbestritten den ersten Rang ein. Zwar ist dies Gedicht nicht so volksthümlich geworden wie das Lied von der Glocke; das ist aber nicht etwa davon, daß es der Glocke an innerem Werthe nachstünde, sondern aus manchen andern Ursachen herzuleiten. Die Glocke ist ein ganz und gar deutsches Lied. — Der ebenso kunstfertige als gedankentiefe Glockengießer, der in der Mitte seiner Gesellen das bedeutsame, aber gefährliche Werk beginnt, und alle die Bilder, die er in weiser Rede belehrend an die verschiedenen Phasen der entstehenden Glocke anknüpft, das von zarter Mutterliebe bewachte Kind, der scheidende Knabe, der am Wan-

derstade die Welt durchirrende Wanderbursche, der heimkehrende Geselle, die Hochzeit, die verschiedenen Beschäftigungen des nach außen schaffenden Hausvaters und der nach innen wirksamen Hausmutter, der prangende Hof, von reich gesegneten Wiesen und Feldern umgeben; die Haus und Scheune verzehrende Feuersbrunst, das Leichengeläute der geliebten Mutter, der Feierabend mit dem heitern Schmitterfeste, die Stadt in Eintracht und Frieden, und bald darauf die tumultuarische Empörung: — das sind Scenen aus dem deutschen Volksleben, bei welchen wir mit herzlichstem Vergnügen verweilen. Der Spaziergang zeigt uns nicht einen Deutschen in seinem privaten und öffentlichen Leben, — er schildert uns den Menschen selbst, wie er maßlos aufwärtsstrebend die ihm von Gott gesetzten Grenzen überschreitet und endlich zu Grunde geht; darum ist dies Gedicht allgemeiner und abstracter gehalten. In der Glocke wechselt das Metrum mit den mannigfaltigen Bildern auf die glanzvollste Weise, bald glauben wir das sanfte Säuseln des Windes zu vernehmen, wie er spielt mit dem Brautkranze:

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz,

bald des Todtengeläutes ernste Klänge zu hören.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege,

bald wieder das Sturmgeheule vom Münsterthurm:

Da zerret an der Glocke Strangen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt,

und dann das Wuthgebrülle der rasenden Würgerbanden:

Freiheit und Gleichheit' hört man schallen,
Der ruhige Bürger greift zur Wehr
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.

Der Spaziergang hingegen ist in Distichen geschrieben, und schon das antike,

Digitized by Google

klassische Gewand leiht ihm etwas Würdevolles aber auch Fremdartiges. Jener Formenwechsel macht die Glocke für Declamation besonders geeignet, und eben dadurch hat sie in alle Kreise, nicht etwa blaß in Gymnasien und Realschulen, sondern auch in die Unterhaltungszirkel der Gebildeten und in die Handwerksstuben und Gesellenvereine gleich willkommenen Eingang gefunden. Glanzstellen bietet allerdings auch der Spaziergang dem Declamator, besonders V. 73:

„Sieh' da entbrennen im feurigen Kampf die eisernden Kräfte" ff.

und V. 139:

„Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!" ff.

doch für sapphische Oden, Hexameter, Distichen u. s. w. besitzt selbst unter den Gebildeten nur ein kleiner Theil das geübte Ohr. Endlich hat die Glocke nirgendwo einen gelehrten Anstrich. Die Verordnungen, welche sich auf den Guß beziehen, wie auch die daran angelehnten Lebensbilder und Lehren, obgleich nur gediegenste Kunst und tiefster Sinn sie zu einem so harmonischen Ganzen vereinigen konnte, strömen immerfort aus dem schlichten Herzen des einfachen deutschen Meisters. Der Führer im Spaziergange dagegen ist ein klassisch gebildeter Mann, der ganz außerordentlich für Griechenlands Boden, Helden und Götter schwärmt; darum hören wir manches Wort, das der griechisch-römischen Mythologie entnommen ist, wie z. B. „Mich umfängt ambrosische Nacht", „In den Teppich der Flur hat sie Demeten gewirkt", „In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen", „Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus", „es erseufzt die Dryade", „Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer", „Fern auf der Rhede ruft der Pilot", „Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn", „Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein", „wie der Iris Sprung durch die Luft", „in der Liebe Geheimniß drängt sich der Sykophant", ja die Götter und Göttinen mit ihren sonderbaren Namen ziehn im Prachtzuge an uns vorüber:

Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie, Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Posseidon heran
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.

Wir sehen, Schiller hat einer gewissen Klasse von Kritikern hier die

fetteste Tafel mit den köstlichsten Speisen zugerüstet, hier können sie ihre philologische und mythologische Gelehrsamkeit entfalten und breite Auskunft geben über deren Herleitung, Bedeutung und Darstellung all dieser alten Fabelwesen; damit können sie ganze Blätter füllen, und wenn dann nach hie und da auf den Glanz einer Metapher, Metonymie, Synechdoche hingewiesen wurde; — dann ist ja das ganze Gedicht vortrefflich erklärt und jedes Räthsel gelöst. Nun muß ich schon gleich anfangs gestehen, daß ich mich in derlei Betrachtungen und Erörterungen nicht einlassen werde, in den Gedankengang, in den Sinn des Dichters einzudringen, war allein mein Streben, nicht aber eine gelehrte Abhandlung über Mythologisches und über poetische Figuren und Tropen. Wer die Mythologie und ihre tiefe Bedeutung studirt hat, wird ohnehin die aus ihr entlehnten Wesen verstehen; wer das nicht gethan, versteht den verborgenen Sinn auch dann nicht, wenn er selbst ganze Artikel über den einen oder andern Götternamen nachliest. Schiller aber hatte, wenn ich meine Meinung unverhalen aussprechen darf, besser gethan, die griechisch-römische Mythologie etwas weniger auszudenken und überhaupt das Griechenthum nicht so sehr in den Vordergrund zu stellen. Beides hat dem immittelbaren Verständniß und der harmonischen Wirkung des sonst unvergleichlichen Gedichtes einigen Eintrag gethan.

Worin besteht nun die Idee dieser Elegie? — Der Dichter betrachtet die Menschheit, welche mit Vernunft und Freiheit begabt, die Bestimmung hat, sich selbst zur vollkommenen Glückseligkeit durch Genuß der Wohlthat und der höchsten Güter zu erheben, welche rastlos vorwärts strebt den Gipfel dieses erhabenen Berges zu erreichen, welche vom rohen Naturzustande zu immer höherer Cultur emporsteigt, aber durch gigantisches Aufturmen gegen die ihr eigene Beschränkung nur maßlosem Unglücke entgegeneilt. Er setzt auch die Ursachen auseinander, worum die meisten Menschen trotz des im Anfange so edlen Ringens, am Ende solch bitterem Loos anheimfallen, und findet sie vorzüglich darin, daß sie von der göttlichen Offenbarung absehen und der eigenen Vernunft allein vertrauen, und daß sie das die wilde Sinnlichkeit beschränkende göttliche Gesetz verachten und nur rah und blind genießen wollen. Soll also nicht das schwarze Wehgeschick über den Menschen hereinbrechen und alle seine Werke zerstören, so lerne er sich gläubig beugen und gehorchen. Das ist ein reiches, höchst fruchtbares Thema für den Filosofen, den Moralisten und den Reducr, doch nicht die Wissenschaft allein in ihrer strengen Weise, auch die Kunst kann es behandeln nach ihrer schönen Art, und gerade in der Darstellung unseres großen Dichters können wir den großen Unterschied zwischen wissen-

Digitized by Google

schaftlicher Abhandlung, prosaischer Belehrung und echt künstlerischer Didaktik und die Kunstberechtigung der letzteren begreifen lernen. Der Dichter stellt das Leben und Weben der Natur in Gegensatz zum Menschentreiben. Die Natur gehorcht dem Gesetze der Nothwendigkeit, d. h., sie muß gehorchen; darum bleibt sie sich aber auch immer gleich, zeigt sich immer jugendlich und schön. Der Mensch soll ihr Folge leisten, auch er soll das göttliche Gesetz züchtig und fromm beobachten und nicht die ihm verliehene Freiheit zum Treubruch gegen die Gottheit mißbrauchen. Die Natur stellt er dem verkommenen Geschlecht als Lehrerin vor, und damit er uns in der ungezwungensten und natürlichsten Weise mit seinen Ideen und Lehren vertraut machen könne, führt er uns in die Natur selbst hinaus, wir sollen mit ihm schauen, beobachten, nachdenken. Wir kommen in verschiedene Gegenden, erblicken zuerst die lieblich heitere Natur allein, hierauf die von einfachen glücklichen Menschen bewohnte und bebaute Landschaft, dann die durch kühne Helden, ruhmsame Bürger, tüchtige Künstler und tiefe Denker immer glanzvoller emporblühende Stadt, dann das glaubens- und zügellose Treiben der verkommenen Menschheit, den starren, alles ertödtenden Absolutismus und seine Gegenwirkung. Die blutige Revolution, und endlich das wilde rauhe That — also die von Menschen unberührte Natur, die selbst in ihrer Wildheit noch immer schön bleibt und uns die Ehrfurcht zeigt, mit welcher sie dem alten Gesetze huldigt. Nicht die strenge Logik, sondern der angenehme Wechsel der Scenen auf dem Spaziergange ruft die eine Idee aus der andern hervor, nicht der kalte Verstand, sondern die vom höhern Geiste der Kunst getragene Fantasie leitet die Gedanken, und diese Gedanken selbst sind nicht abstract und todt, sondern lebendige, bestimmte Gestalten.

Dies Gedicht führt auch den Namen „Elegie", denn wir sehen hier die schönsten Güter des Menschen und all sein Glück im wechselnden Bestande. Mit Freude gedenken wir der heroischen Thaten unserer Väter, ihres kindlichen Glaubens und ihrer großen Tugenden, ihres Reichthums und Segens, ihrer Kunst und Wissenschaft, und das alles ist entschwunden, alles Schöne, Herrliche verloren. So ist ein Hauch der Wehmuth ausgegossen über alle diese Bilder und die Grundstimmung ist elegisch. Am Ende aber werden wir gefüllt mit sanftem Trost und heißer Sehnsucht, denn Gedanken, daß der Mensch sich neu verjüngen kann, wenn auch er wie die Natur das göttliche Gesetz befolgt und ehrt. Der Spaziergang zerfällt in fünf Theile, nach den verschiedenen Ansichten, die sich uns auf dem Gange eröffnen.

1 Die von Menschen noch unberührte Natur V. 1–35.

II. Die Landschaft B. 35—59.
III. Die Stadt in ihrer Größe B. 59—139.
IV Die Umwälzung B. 139—171.
V. Die wildschöne Natur B. 171—200.

Ueber jeden Theil wird zuerst eine an den Text sich frei anschmiegende Paraphrase gegeben, worauf erläuternde Bemerkungen folgen. Dies genüge als Einleitung. Nun wollen wir uns mit dem Wanderer auf den Weg machen.

I. Die von Menschen noch unberührte Natur.

1) Dem Sänger erscheint das Zimmer mit seinen allseitig einschränkenden Wänden nur als schmaler Kerker; er sehnt sich hinaus in die freie, schöne, von der Himmelssonne angelächelte Natur, seinem gefühlvollen Herzen ist ihre traute Sprache leicht verständlich, wohin er sich nur immer wende, alles spricht ihn an mit Zaubertönen, mit neuen Gefühlen, neuen Ideen ihn bereichernd, während die Alltagsmenschen über das und jenes sprechen, über tausend Dinge, aber eitel Kleinigkeiten, bei welchen der Dichter weder etwas fühlt noch denkt. So verläßt er denn das traurige Gefängniß seines Zimmers und der Menschen „enges Gespräch“ und wendet sich jenem Berge zu, den er schon so oft bestiegen und auf dessen Gipfel sich sein Auge schon so oft an der herrlichen Fernsicht und sein Herz an den seligsten Empfindungen geweidet hatte. Schon stehnt er dort in röthlichem Glanze, von der Morgensonne beleuchtet. Nichts ist todt, alles da draußen ist lebendig und weckt Leben, sanft wogen die Gräser und die Blumen auf der Flur, es säuselt in den Linden, die Vöglein schaukeln sich im Gezweige und rufen durch ihren Gesang Fröhlichkeit und Freude in jedes Menschenherz, klar ist der Himmel, kein Wölklein segelt darüber am Firmamente, und über die heitere, belebte Flur, über das braune Gebirge, über das Grün des Waldes ruht ausgegossen das unendliche blaue Meer der Luft. Der Dichter fühlt wieder Freude und Lust; das sinnlose, tolle Treiben der kleinen Menschen ist ihm verhaßt und tödtet den Quell der Poesie in seinem Busen, sein Spaziergang ist eine schöne Flucht von der Unnatur der modernen Sitte und Gesinnung zur einfachen, sich immer gleichbleibenden Natur. Er athmet freudig, stärkend wie ein Balsamstrom durchrinnt die Luft erquickend alle seine Glieder, und das Auge, das im dunkeln Zimmer so selten erfreut wird von dem hellen Strahl der Sonne, labt sich am kraftvollen und kräftigenden Lichte, gleich dem matten, von Durst

verzehrten Wanderer, wenn er endlich zur kühlen Quelle kommt, die ihn erfrischt mit köstlichem Trank. Nichts beleidigt hier sein Auge; die blühende Flur zeigt ihm die verschiedensten Blüthen und Blumen, jede mit ihrer eigenen Farbe, ihrem eigenen Schmuck, aber dieser Wechsel ist nicht grell. Die eine Blume gewinnt durch die andere, und das Gesammtbild wird dadurch nur noch freundlicher und schöner. So gibt die Natur dem Künstler einen bedeutsamen Wink. Auch er muß einzelne Schönheiten zu einem schöneren Ganzen verbinden, was unser Dichter in seinem „Künstler“ als die zweite Stufe der Kunst bezeichnet:

Und eine zweite höhere Kunst entstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand
Das Kind der Schönheit sich allein genug,
Vollendet schon aus einer Hand gegangen,
Verhert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen.

Jetzt empfangt ihn die freie durch keine Umzäunung verwehete Wiese, wie ein großer Prachtteppich liegt sie ausgebreitet unter seinen Füßen; ein ländlicher Pfad führt in sanften Krümmungen hinüber ins dunkle Gebüsche. Auch auf der Wiese draußen ist alles lebendig; die Biene summt um ihn herüber und herüber und saugt sich den Honig aus den Blumenkelchen, und über dem röthlichen Klee wiegt sich der Schmetterling; fortwährend schlagen seine Flügel und zittern, als fürchte er sich wohl erhascht zu werden. Die Sonne, die indessen höher gestiegen, schießt ihre glühenden Pfeile herunter, die Luft wird immer stiller, nur droben in den heiteren Höhen wirbelt der Gesang der Lerche. Nun hat sich auch der Wald dem Wanderer genähert, ein kräftiger Windstoß schüttelt alle Blätter und tief neigen die Erlen ihre Kronen. Wie das Herz mächtig ergriffen wird, wenn man von der lichten Welt plötzlich in die dunklen Hallen eines gothischen Domes hineintritt, so fühlt sich auch unser Sänger wie von einem göttlichen Wesen mächtig berührt, da ihn auf einmal geheimnisvolle Waldesnacht umfangt. Buchen wölben über ihn ein prachtvolles Schattendach, nimmer findet die Sonne Eingang mit ihrem Lichte, ihrer Wärme und die Waldkräuter athmen ihren würzigen Duft. Das Bild der Landschaft ist entschwunden, ein vielfach gekrümmter Pfad steigt aufwärts zwischen den Reihen der Bäume, der Wald wird etwas lichter, so daß die Sonne das taudige Gitterwerk, doch nur wie verstohlen zu durchdringen vermag, und

manchmal ein Stück blauen Himmels hereinlacht. Doch jetzt hat der Wald plötzlich aufgehört, und der länger vermißte Sonnenglanz blendet fast des Wanderers Auge. Er ist auf dem Vorsprung eines Hügels angekommen, und die Ferne gießt sich unabsehbar aus vor seinen Blicken, nur am äußersten Rande sieht er eine blaue Gebirgshöhe in zarte Schleier gehüllt, welche Welt und Himmel mit einander verbindet. Tief unten am Fuße des Berges, der schroff unter ihm abfällt, wälzt sich der Strom dahin in grünlichem Spiegelglanze. Mit Schwindeln blickt der Wanderer hinauf zur unendlichen Höhe, mit Schaudern hinunter in die unendliche Tiefe.

2) Lassen wir nun den Dichter auf dem Hügel sich an der prachtvollen unermeßlichen Fernsicht ergötzen, wir aber wollen einen Blick werfen auf das vor unsern Augen bereits schon ausgebreitete Naturgemälde. Wer noch mit dem Plane der Dichtung nicht vertraut ist, wird es freilich am Sänger zu tadeln wissen, daß er in 17 Distichen uns nichts gegeben, als eine schön durchgeführte, poetische Schilderung einer höchst einfachen Natur-Scene. Allein, wäre uns hier auch sonst nichts geboten, so müßten wir dennoch schon darin die schöne Kunst bewundern, mit welcher Schiller uns die Natur zeichnet. Lessing hat in seinem Laokoon treffend dargelegt, wie man die bildende und die redende Kunst auseinanderhalten müsse, und daß die naturschildernde, beschreibende, malende Poesie ein Mißgriff sei, weil nur der bildende Künstler die im Raume befindlichen Gegenstände, der Dichter oder bloß die in der Zeit aufeinander folgenden Erscheinungen darstellen könne, darum dürfe der Dichter nichts schon Fertiges des langen und breiten beschreiben, sondern müsse seinen Gegenstand, den er uns dennoch beschreiben will, erst vor unsern Augen entstehen und werden lassen. Schiller hält sich genau an dies Gesetz. Unser Wanderer steht nicht etwa schon auf dem Rande des Hügels und beginnt nun von seinem ruhigen Standpunkte aus uns die ihn umgebende Natur entzückt zu laden und zu zeichnen; nein, er verläßt das Gefängniß seines Zimmers und führt uns mit sich hinaus, und die Bilder wechseln beständig, je weiter wir mit ihm gehen, sie werden anders mit jedem Schritte; nirgends bleiben wir länger stehen, sondern eilen rastlos vorwärts. So schafft er ganz seiner Kunst getreu ohne sich in die Sphäre des Malers zu verwerfen, und nicht Ein Gemälde, sondern einen ganzen Cyklus von Naturbildern müßte uns der Maler geben, wenn er uns in seiner Kunst das Gleiche bieten wollte. Man vergleiche nur das Gesagte mit dem Gedichte selbst: zuerst zeigt er uns den Berg, den er besteigen will, noch in der Ferne, die Sonne ist eben aufgegangen und

Digitized by Google

gestraht seinen Gipfel; dann führt er uns durch die Aller, dann auf die Wiese, nun in den Wald und auf den Hügelrand.

Aber diese Einleitungsdistichen enthalten weit mehr; sie bilden den schönsten und herrlichsten Eingang ins ganze Gedicht. In diesem will uns Schiller den geistigen Entwicklungsgang der gesammten Menschheit zur Anschauung bringen, er will uns zeigen, zu welcher Höhe der mit Verstand, Gefühl und freiem Wollen ausgestattete Erdenpilger sich emporschwingen kann, wenn er seine geistigen Kräfte, aber eingedenk der ihm von der Gottheit gesetzten Schranken, ausbildet; in welchen Abgrund aber er sich auch hinunterstürzt wenn er diese seine Schranken vergißt und sich der wilden Begierde und dem eitlen Wahn überläßt

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos.
Blicke mit Schwindeln hinauf, Blicke mit Schaudern hinab.

In diesen Worten kundet uns der Sänger die beiden Haupttheile seiner Elegie sinnbolisch an: die Höhe des Menschengeschlechtes und seinen Fall; mit Schwindeln sollen wir hinaufschauen zur Höhe des Geschlechtes, die zu erreichen es berufen und befähigt ist, mit Schaudern sollen wir auch in den schrecklichen Schlund hinunterblicken, in welchen es durch Mißbrauch seiner Kräfte geräth. Eine große Aufgabe, ein erhabenes Thema! Die Natur lebt und webt gehorchend dem Gesetze der Nothwendigkeit, sie kann es nicht umgehen; — der Mensch aber ist frei, er hat Kräfte, sie zu bilden, zu veredeln, die Natur ist ihm unterworfen, damit er sie baue, genieße und verklärend umgestalte; er kann sich unendlich erheben über die Natur, — aber wenn er sich übermüthig zum allerhöchsten Herrscher aufwirft und über den schönen Vorzug, der ihm verliehen wurde, den obersten Gesetzgeber, dem auch er ewig unterworfen bleibt, vergißt, — dann sinkt er unendlich unter die Natur hinunter, die sich immerdar im schönsten Einklange mit Gottes Ordnung bewegt. Darum wird uns in der Einleitung zuerst die unfreie, aber ganz lieblich schöne Natur gezeichnet, und der Wanderer weilt länger in ihrer Betrachtung — sie soll ihn so stärken, den im stadtischen Gewühl Ermatteten, er ist leidend, und so wirft er sich freudig in ihre rettenden Arme, sie gibt ihm stets Erholung und neue Lebensluft. Der Mensch kann seiner Natur vergessen; er kann, statt den sonnengeadelten Gipfel des Berges zu erreichen, in die tiefste Tiefe stürzen; aber die Natur wird niemals unnatürlich, sie ruft vielmehr selbst den verirrten Menschen stets wieder zu seiner Natur zurück. Unter den Menschen ist Hader, Zank und Neid; die Natur aber streitet nicht, sie ist Gottes ungetrübtes Bild und athmet Himmelsfrieden. Der Dichter hat sich ganz ihren Einflüssen und

nur ihr allein hingegeben, darum hat er uns die Natur allein, noch nun keinem menschlichen Wesen bewohnt und bebaut, vorgeführt. Jetzt aber fühlt er sich, auf der Höhe des Felsenvorsprungs angekommen, erquickt und gestärkt, und läßt sein Auge rings herum schweifen und spricht aus, was er sieht und hört, und an alle die wechselnden Bilder knüpft er seine Gefühle und Gedanken. Was nicht in seinem Herzen wiederhallt, was nicht große Gedanken, die das Herz mächtig erheben, in ihm hervorrufen, das ist für Schiller gar nicht da, das verherrlicht uns auch seine Horde niemals. Ich sage: Gedanken, die das Herz erheben; denn große Gedanken sind nicht für den Verstand allein, sondern erschüttern und erheben auch das Herz, wie z. B. die großen Wahrheiten unserer heiligen Religion, und nur insoferne es derartige Gedanken gibt, ist die didaktische Poesie wahrhaft auch Kunstdichtung. Das aber ist das Charakteristische bei Schiller, daß er keinen Zug, wenigstens in seine besseren Gedichte aufnimmt, der nicht eine große, allgemeine Bedeutung zuläßt.

Wollen wir uns nun wieder an unsern genialen Wanderer anschließen und bei seinen Betrachtungen verweilen.

II. Die Landschaft.

1) Der Stand des jäh abstürzenden Felsens ist mit einem Geländer versehen, darum dürfen wir dem Führer ohne Furcht folgen „zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe". Drunten prangt die weite Ebene, die gut angebauten, reich gesegneten Ufer lächeln uns in ihrer Segensfülle freundlich an; alles bezeugt, daß hier Menschen wohnen, die nicht gezwungen, sondern mit Freude und darum eben auch mit Fleiß ihren Boden beordneten. Die grünenden Felder sind abgetheilt und abgegränzt, denn das goldene Zeitalter hat aufgehört, welches Tasso der Prinzessin mit so lebendigen Farben ausmalt:

„Die goldne Zeit, wohin ist sie geflohen?
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß zerbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe treulich schlang.

Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sonst umfing:
Wo in dem Grase die geschenchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh,
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler schweifend,
Zum Menschen sp och Erlaubt ist, was gefallt"

Goethe's Tasso" II Aufz. 1. Aufl.

Damals herrschte noch die Liebe, man konnte nicht das „meum ac tuum, frigidum illud verbum"; es gab nach kein Eigenthum, die Erde gehörte allen Menschen zusammen. Und do wurde Keiner verkurzt, denn die Liebe ist mächtiger als jedes Gesetz; nicht für sich allein ist sie besorgt, sondern noch mehr für den Gegenstand ihrer Liebe; sie kennt nicht Neid und Hader, vielmehr ist sie bereit zu jeglichem Opfer, denn „die Liebe ist stark wie der Tod" Aber diese Liebe verschwand, die alle Menschen als Brüder und Schwestern umschlungen hielt; jeder verfalgt nur noch seine eigenen Interessen, der kalte Egoismus tritt an die Stelle der alten Liebe. Wie ist das so gekommen? Sa viele Mythen erzählen uns vom goldenen Zeitalter und vom darauf gefolgten Unglück des Menschen; oder nur die heiligen Urkunden berichten uns den wahren Sachverhalt. Die heilige Schrift nämlich erzählt uns, daß Gott den Menschen heilig und glückselig geschaffen, daß dieser aber durch die Sünde des Ungehorsams das schöne Paradies verloren und sich in das Jammerthal der Erde heruntergestürzt. Also die Liebe verschwand; aber der Egoismus konnte nur Noth und Elend über die Menschheit ausschütten. Wie konnte da geholfen werden? Dafür sorgte nach dem Mythus Ceres oder Demeter, die Göttin

„Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt"

Sie hatte in Verzweiflung über den Raub der Tochter die ganze Erde verflucht und das Kleid ihrer Gottheit abgelegt, um in menschlicher Gestalt alle Erdenländer zu durchirren. Schaudererregend war das Bild der Menschheit, das sich ihren Augen zeigte. nur Nomaden sah sie, Jäger, Höhlenbewohner und Menschenfresser. keine grüne Flur lachte ihr entgegen, kein Tempel, kein heiliger Altar zeugte vom Dienst der Götter, keine Frucht vom Feldbau,

nur dürre Menschenknochen lagen auf der Opferstätte. Und da fühlte die edle Göttin Erbarmen, war ja auch ihr Herz gequält, und sie erkannte den hohen Beruf des nach dem Gottesbilde geschaffenen Menschen. Mitleidig belehrte sie ihn, wie er, die Natur nachahmend, sich zu Ordnung gewöhne, Menschenopfer abschaffe und einen reineren Dienst der Götter einführe. Vorzüglich gab sie Unterricht über Ackerbau, Eigenthumsrecht und Religion. Auf diese Idee, die Schiller im „Eleusischen Feste" durchgeführt, hinweisend, ruft er aus:

„Jene Linien sieh', die des Landmanns Eigenthum schelden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt."

Diese Grenzraine sind die freundliche Schrift göttlichen Gesetzes, das dem Menschen hold ist, denn nur ein festes Gesetz sichert das Fortbestehen der menschlichen Gesellschaft, während die immer weiter um sich greifende Selbstsucht ihren gänzlichen Umsturz herbeiführen müßte. Die Felder wurden geregelt, aber es gab noch größere Arbeit. Der Mensch hat bereits Besitz genommen von der ganzen ihm bekannten Erde; die mußte nun erst wegbar gemacht werden. Hiezu genügte nimmer der ländliche Pfad, der sich durch das Grün der Wiesen schlingt, oder der schlängelnde Steig, der durch Waldesdunkel emporführt; — eine breite schöne Straße wird gebaut, welche alle fernen Länder geschwisterlich verbindet, die in weiten, freien Schlangen die Feldungen durchkreuzt, weder des Waldes Dickicht noch die Gebirgshöhen scheut. Und auch auf dem Strome gleiten die Fahrzeuge ab und auf; das Gefilde wird belebt von zahlreichen Heerden, deren Glocken harmonisch in einander klingen, und einsam ruht der Hirte unter dem kühlen Schatten des Baumes und singt sein Lied, das selbst die starre Felswand melodisch ihm erwiedert. Eine schöne Landschaft ist es, die uns der Wanderer zeichnet. Allüberall begegnen uns friedliche Höfe, Hütten und Scheunen; muntere Dörflein krönen den Strom oder blicken verstohlen aus dunklem Gebüsche, oder kleben am Rücken des Berges. Um jeden Hof breiten sich Aecker und Wiesen, die Felder liegen im süßen Frieden um die schlichte Wohnung des einfachen Landmanns. Der Führer kann sich hier nicht länger aufhalten, er will uns auch andere Bilder zeigen, aber diese einfachen ländlichen Lebensformen, die schon den Griechen Theokrit so sehr begeisterten, daß er der eigentliche Schöpfer einer neuen Dichtungsgattung wurde, nämlich der bukolischen oder idillischen Poesie, haben so sehr sein ganzes Herz eingenommen, daß er sich unmöglich trennen kann, ohne zuvor den Bewohnern so glücklicher Gefilde seinen tiefempfundenen Glückwunsch darzubringen. Wahrlich glückselig ist der Landmann, in dessen Brust sich noch nicht der ungestüme Drang nach zügellofer Freiheit über die engen

Digitized by Google

Schranken des Gesetzes empört, der keine höhern Wünsche kennt als den ruhigen Gang seiner mit Segen gekrönten ländlichen Beschäftigung, die ja jedes Jahr dieselbe bleibt, dessen Leben sich einfach und heiter abwendet, wie sein Tagwerk.

2) Der Dichter hat uns auf den Rond des Felsens geführt und vergaukt ließen wir die Blicke über die anmuthigen Landschaftsbilder hinschweifen. Auch hier ist er nicht wie der Maler, sondern als echter Dichter zu Werke gegangen, denn er hätt sich nicht auf der ermüdenden Beschreibungen, macht uns bloß aufmerksam auf die stets wechselnden Gegenstände, bleibt niemals stehen, sondern geht, ja eilt vorwärts, das sagt der Vers:

„Lachend flichen an mir die reichen Ufer vorüber."

Unmerklich sind wir indessen auch in Betrachtung des geistigen Entwicklungsganges der Menschheit um ein gutes Stück weiter gerückt. Die reizende Natur, die den Sänger in der Einleitung so sehr entzückte, kann an das goldene Zeitalter erinnern, in welchem die noch ganz schöne Erde allen Menschen gemeinsam gehörte, noch keine Gränzmarke stond und alle irdischen Geschöpfe den Menschen als Herrscher ehrten. Oder warum ist denn im Verse

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich."

das Wort frei so nachdrucksvoll hervorgehoben? und warum neigen sich denn der Erlen Kronen so tief vor dem Wanderer? — Doch nam goldenen Zeitalter schwärmen nur die Dichter, und wir stimmen der Prinzessin in Göthe's Tasso bei, wenn sie dem Sänger des befreiten Jerusalems ons seine feurige Schilderung dieses seligen Zeitalters klug erwiedert

„Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist,
Und war sie je, so war sie nur gewiß
Wie sie uns immer wieder werden kann
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt
Nur in dem Wohlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort Erlaubt ist, was sich ziemt."

Und auch über die nachfolgende Periode der ursprünglichen Entwicklung des Menschen verbreitet sich undurchdringliches Dunkel. Außer den heiligen Urkunden werfen nur einzelne Mythen sparsames Licht in diesen langen Zeitraum, das wie verstohlen der Zweige landiges Gitter durchdringt. Endlich zerreißt der Flor, und die Geschichte dringt mit dem blendenden Glanze des Tages herein. Mittlerweile ist schon viel geschehen: Die Menschen wohnen

nicht mehr als Glieder Einer großen Familie zusammen; sie haben sich getrennt und leben nun in fernen Ländern zerstreut. Da muß sich nun der Dichter einen bestimmten Boden wählen, auf welchem er den Menschen sucht, dessen geistigen Bildungsgang zu verfolgen. Das Volk, das er zu diesem Zwecke wählt, ist aber nicht das von Gott auf außerordentlichen Wegen geführte Volk der Juden, sondern das sich selbstthätig aus sich herausbildende der Griechen. Schiller schwärmte zur Griechenland und seine Götter, während er das Christenthum, verführt durch schlechten Umgang und schlechte Lectüre, lange Zeit gänzlich verkannte und in Poesie und Prosa heftig angriff. Seine Anschauungen in dieser Beziehung werden am grellsten ausgesprochen in seinem Gedichte: „Die Götter Griechenlands", das unter andern auch an Leopold Stolberg einen entrüsteten Gegner fand. In diesem Gedichte preist er die griechischen Götter, deren heiterer Dienst den finstern Ernst und das traurige Entsagen dannte, denen nur das Schöne heilig und keine Freude schändlich war; unter ihrer Regierung trat kein gräßliches Gerippe vor das Bett des Sterbenden; selbst des Orkus Richterwaage lag in der Hand des Enkels einer Sterblichen, und in Elysiums Hainen setzte sich die Lust der Erde fort. Nun aber, seufzt er, gibt es keine Gottheit! vergehen mußte diese Götterwelt um Einen unter allen zu bereichern, und die entgötterte Natur dient knechtisch nur dem Gesetz der Schwere; denn alles Schöne, alles Hohe nahmen die Himmlischen mit sich fort. Das weiß freilich Schiller nicht, daß den Heiden und gerade den Griechen der Tod das Schrecklichste war. Nach der Anschauung Homers hört der Mensch mit dem Tode auf eine selbstbewußte Persönlichkeit zu sein, er wird zum wesenlosen Gespenst, zum nichtigen Schemen, Theognis freut sich der Jugend, denn lange wird er dort unter der Erde liegen wie ein lautloser Stein, wird verlassen das liebe Sonnenlicht und nichts mehr schauen. Und wird auch den einzelnen, hervorragenden Persönlichkeiten auch im Schattenreiche noch eine bevorzugte Stellung angewiesen, wie auch Odisseus den Achilles noch dem Tode noch drüben glücklich preist, so antwortet doch Achilles: Preise mir den Tod nicht; lieber möchte ich bei einem armseligen Bauern Ackerknecht sein, als obherrschen über sämmtliche Todte. Eine solche Auffassung des Todes wohl ist schreckend und hinreichend auch dem Edelsten das ganze Leben zu verbittern, während dem wahren Christen der Tod nicht als Schreckbild sondern als holde Lichterscheinung, als sonster Engel naht, der die Seele aus dunklem Kerker hinausführt und ihr die goldnen Pforten des Himmels aufschließt. Um ferners auch eine Probe zu geben, mit welcher Willkühr unser Dichter die heilige Schrift behandelte, erwähne ich seine Vorlesung

„Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde". Ein schroffer Widerspruch mit Moses läßt sich nimmer denken. Schiller meint: der erste Mensch sei als unvernünftiges Thier am Leitfaden des Instinktes ins Leben eingetreten und habe anfangs ein ganz thierisches Leben geführt. Doch sollte er selbst seiner Glückseligkeit Schöpfer werden, darum mußte er die Unschuld, die er besaß, so lange er bloß von sinnlichen Trieben beherrscht war, verlieren, um sie durch Vernunft neu aufzusuchen, „aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich zum Paradies der Erkenntniß und Freiheit hinaufarbeiten" und nicht mehr dem Instinkte, sondern dem moralischen Gesetze in seiner Brust gehorchen. Allein dies moralische Gesetz ist nicht das dem Moses geoffenbarte und von Christus erfüllte und vollendete, wie es die katholische Kirche allein stets bewahrt und aufrecht hält bis an das Ende der Zeiten, sondern es ist Kant's kategorischer Imperativ. „Jener vermeintliche Ungehorsam im Paradiese war nur Abfall vom Instinkt, folglich die erste Aeußerung der Selbstthätigkeit des Menschen, das erste Wagstück seiner Vernunft, der erste Anfang seines moralischen Daseins, die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte". Der Volkslehrer zwar soll diese Geschichte als Fall behandeln, der Filosof aber der menschlichen Natur zu diesem Riesenschritte Glück wünschen — Solche Ungereimtheiten kann nun freilich wohl nur ein dichtender Filosof zusammenreimen. Die Uebertretung des Instinkts, faselirt der Dichter weiter, hatte eine vollständige Veränderung in der Natur und dem Verhältniß der Dinge zur Folge. Feindschaft entsteht unter den Menschen selbst, ein übermüthiger Hirte, Abel, der seine Heerde in das Feld eines Ackerbauers treibt, wird erschlagen, die lasterhaften Söhne der Reichen nennen sich „Kinder Gottes" und quälen die guten, unschuldigen „Menschenkinder" (!) Dennoch wäre noch wahrscheinlich Ordnung obzusehen gewesen, hätte nicht die fürchterliche Naturbegebenheit der Sündfluth alle Fortschritte der Natur gehemmt. Das alles ist eben das schnurgerade Gegentheil des Mosaischen Berichtes. Schiller glaubt aber dennoch, oder will es uns wenigstens glauben machen, es sei „nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde". Daraus entsprang für ihn eine ganz falsche, ganz ungeschichtliche Auffassung des menschlichen Entwicklungsganges; daher schreibt sich seine Idee, daß der Mensch vom Zustande der Thierheit sich zu immer höherer Vollkommenheit hinaufgerungen habe, da es doch gewiß ist, daß er ganz durch eigene Schuld sich vom Stande der ursprünglichen Heiligkeit, Gerechtigkeit und höhern Erleuchtung in Unwissenheit, und unaussprechliches Elend heruntergestürzt hat.

Im Spaziergange sehen wir den Menschen nicht mehr als Höhlenbewohner und Wilden, er steht schon unter der leitenden Hand der Götter und auf der ersten Stufe zur Cultur; denn schon sind Wege gebaut und mit Geländern versehen, schon walten Gesetze, schon prangen unzählige Dörfer. Wir weilen nimmer unter den rohen Menschenfressern, welche Ceres fand, als sie zur Erde niedergestiegen, — sondern unter den sinnigen bildsamen Griechen, die sich der sanften Huld der Göttin erfreuen.

Bevor wir unserem Führer weiterfolgen, müssen wir noch seine Kunst bewundern, mit welcher er die bunten Bilder aneinander zu reihen versteht. Der Künstler wirkt durch den Kontrast, und auf diesen versteht sich Schiller aufs beste. Welch kräftig wirkenden Gegensatz bilden nicht z. B. im „Tell" die einfachen Lieder des Fischerknaben, Hirten und Jägers und die schnell darauf folgenden Stürme und Verfolgungen, oder im „Wallenstein" das heitere Lager, die ernsten Piccolomini und des Helden erschütternder Untergang; aber in der „Glocke" das festbegründete Haus und der furchtbare Feuerbrand, der lieblich heitere Abend und die rasende Revolution! — Und so auch im Spaziergange, mit Wärme wird uns eine reiche blühende Landschaft mit zufriedenen Hirten und Bauern gezeichnet, damit uns die Ansicht der großen Stadt desto mehr überrasche, die schauerliche Umwälzung am Ende desto tiefer erschüttere. —

III. Die Stadt in ihrer Größe.

1) Die Landschaft ist entschwunden und mit ihr die einfache, schlichte Natur. Ein fremder Geist, dem die Natur unterworfen ist, der Geist des Menschen, hat diese nach seinen Plänen umgestaltet und ihr sein Siegel aufgedrückt:

„Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick?
Ein fremder Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur."

Draußen waren noch alle Elemente lieblich untereinander gemischt, die Bäume verschiedenster Gattung standen brüderlich neben- und übereinander. Nun aber sondert sich alles. Ungleichartige in spröde Trennung, eigene Stände werden gebildet, nimmer entscheidet der Nutzen allein, denn auch die Schönheit an und für sich gewinnt ihre große Bedeutung. Die Pappeln, die nur schön sind für das Auge, aber keinen materiellen Vortheil bieten, erheben sich stolz in majestätischen Alleen; alles ist nach bestimmter Regel, schöner Wahl und bedeutungsvollem Sinn geordnet; wir sehen schon, daß der Mensch bereits zum Könige und Herrscher der Natur sich erhob, da letztere seine Abzeichen, also die Symbole

des Dieners trägt. Durch seinen Geist ist der Mensch Gebieter der Natur geworden, und er hat sich auch feste Wohnsitze gegründet. Schon strahlt die Stadt mit ihren gewölbten Kuppeln, ihren festen Thürmen, ihren hellglänzenden Dächern auf dem unerschütterlichen Felsengrunde vor unsern überraschten Augen. Bisher war die Religion des Menschen wie er selbst, noch roh und kindisch; er fürchtete sich vor den elementaren Mächten der Natur, sah aus jeder Quelle, jedem Bach, hart hinter jedem Strauch und Baum, den tückischen, neckenden Naturgeist; da er nun aber zum Vollbewußtsein seiner Herrschermacht über die Natur gelangt ist, faßt er auch die Wesen, welche Welt und Menschheit lenken und regieren, viel menschlicher und edler, er stellt sich selbe vor als erhöhte Menschen von größerer Einsicht und göttlicher Stärke, und versinnbildet sich selbe in den Gestalten, die er aus dem Gesteine meißelt, und so gewinnt selbst der rohe Klotz ein höheres Leben, indem er lebendig den Geist des Beschauers ins Göttliche emporhebt.*)

„In die Wildniß hinaus sind des Waldes Frauen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein."

Der Mensch ist näher an den Menschen gerückt, eine ganze Welt concentrirt sich im engen Umkreis der städtischen Mauern; da werden auch alle seine Sinne viel lebendiger, mannigfaltiger und schneller von allen Seiten angelockt, und da ja alles seinen Wiederhall findet in dem Menschengeist und in der Menschenbrust, so umwalzt sich auch viel rascher eine ganze Welt in seinem Innern. Alle seine Kräfte zur schönen, harmonischen Ausbildung zu bringen, ist des Menschen Aufgabe, und diese wird vom Einzelnen mit desto größerem Eifer erfüllt, je mehr aufmunternde Beispiele ihm die nächste Umgebung bietet, und je mannigfaltiger die Bedürfnisse der Menschheit sich verzweigen. Diese Bedürfnisse sind durch das städtische Leben zahlreich geworden, und jeder ist schon durch Egoismus, wenn auch edlere Motive der Ehrsucht und Nächsten-liebe nicht ziehen, auf Selbstthätigkeit hingewiesen. So entbrennt ein feuriger Kampf der Kräfte; schon der Streit, die gegenseitige Eifersucht bewirken Großes, doch nur den vereinigten Kräften gelingt das Größte. Deßhalb ist es nothwendig, daß die freien Menschen einen gesellschaftlichen Verband bilden unter gemeinschaftlicher Obergewalt, damit das Gesammtwohl im Innern aufrecht erhalten und gefördert und jeder Beeinträchtigung von außen gewehrt werde. Nun findet sich der Mensch nicht mehr vereinzelt, denn ein Geist setzt tausend

*) Doch ist hier noch nicht an eigentliche Kunst-Denkmale der Sculptur und Baukunst zu denken, sondern erst an die rohen Anfänge, da sich die Menschheit erst später, dann nämlich, wenn das Talent dem Glücke die göttlichen Kinder gebiert, zur wahren Kunst erschwingt.

Hände in geordnete Bewegung. Bald zeigen sich die schönsten Früchte, und darum schlägt auch das Herz des Einzelnen voll glühender Begeisterung für das Vaterland und für die überlieferten Gesetze, welche aller Einzelnen Wohlstand, Geistesbildung, Einsicht und Tugend, sittlichen Charakter, Geschicklichkeit und Gerechtigkeit zum alleinigen Zwecke haben. Auch die Religion erhält fortan ihr eigenthümliches Gepräge. Wor, wie bereits oben bemerkt worden, die Gottesanbetung der Griechen ursprünglich ein Naturdienst, eine göttliche Verehrung der in und über der Natur waltenden Kräfte, und verehrten Griechenlands älteste Bewohner die Gottheiten nicht bloß ohne Bilder, sondern auch ohne besondere Namen; — so schlägt nun das naturalistische in ihrer Gottesanschauung ins persönliche um, und die bloßen Kräfte werden zu bestimmten Wesen mit Geist und Leben. Die Götter steigen herunter von ihren himmlischen Thronen und schlagen in hehren Tempeln ihre Wohnsitze auf. Sie erscheinen auch nicht mit leerer Hand, sondern spenden herrliche Gaben. Es gibt wohl in ganz Hellas keine Stadt, keinen Markt, keinen Flecken, worin sich nicht die belebende und erhaltende Kraft der Gottheit auf eine besondere Weise, also durch ein besonders göttliches Wesen nach der Völkersage geoffenbart hätte; jeder Hain, jeder Baum, jeder Fluß, jede Quelle empfängt durch irgend einen Gott oder eine Göttin höhere Weihe. Ceres spendet das Getreide, Hermes fördert den Handel, Bacchus erheitert und begeistert durch den Purpursaft der Rebe, Minerva schafft den Oelbaum und Neptun das Pferd, die neue Stadt Athen zu beglücken, und Rhea, die große Göttermutter, Kronos Gemahlin, zieht von Löwen gezogen als Bürgerin ein in die Stadt, das bürgerliche Leben zu heben.

„Heilige Steine! aus euch ergossen sich Pflanzen der Menschheit,
Fernen Inseln des Meeres sondtet ihr Sitten und Kunst."

Wahl mit Ehrfurcht mögen uns diese wahren, gewaltigen Mauern erfüllen; es sind heilige Steine, denn von ihnen aus verbreitete sich Gesittung und Kunst, die allein den Menschen zum Menschen machen, nicht nur über das ganze Festland, sondern auch über die fernsten Inseln, die zerstreut liegen auf der unabsehbaren, unermeßlichen Meeresfläche. Auf allen Inseln, vom Hellespont bis Egypten, an den Küsten von Asien und Afrika, in Sicilien und Unteritalien, in Spanien und Gallien werden bleibende Niederlassungen gegründet. Auf den freien Plätzen, wo sich die Menge des Volkes versammelt, wird an den Thoren das Recht gesprochen; nur wer in Weisheit ergraut ist, darf seine Stimme erheben, und im Eingangsgebete wird die Versicherung ausgesprochen, daß, sollte Jemand durch Geschenke und Bestechungen erkauft

Digitized by Google

reden oder über irgend etwas abstimmen, derselbe dem Zorne der gerechten Götter verfalle. So blühen Religion und Recht. Und wehe dem Frevler, der es wagt die vaterländischen Götter zu schmähen! wehe dem Feinde, der von Eroberungsgelüsten ergriffen seine Waffen dem geordneten Staate zukehret! die Liebe zur Religion und zum Vaterlande wecken Heldenkraft und Heldenmuth. Wohl zieht der Perser Xerxes mit einem Heere, zahlreich wie der Meeressand, heran gegen das kleine Volk der Griechen; doch er soll erst lernen, was Begeisterung für das Vaterland, was Tapferkeit und Muth und List vermögen. Wer Waffen führen kann, stürzt muthig zum heiligen Kampf für die heimathlichen Götter, und selbst die Mütter erscheinen auf den Mauern den Säugling im Arm, daß er schon mit der Muttermilch auch Begeisterung empfange für die herrlichsten Tugenden, welche den echten Patrioten schmücken. Mit frommen Segenswünschen blicken Mutter, Weib und Kind lange noch dem Heerzug nach bis er hinter Staubwolken in der Ferne verschwindet, dann fallen sie vor den Götteraltären nieder auf die Kniee heißflehend, es möge den Geliebten Ruhm und Sieg und fröhliche Rückkehr beschieden sein. Unterdessen entzündet sich draußen und lodert der brennende Kampf. Leonidas, der heldenmüthige König von Sparta, und seine dreihundert Genossen vertheidigen die Thermopylen gegen eine ganze Heeresmacht; sie ordnen das Haar, ringen und feiern Spiele. „Komm' und hole sie" lautet die kurze Antwort, die der Herold dem stolzen Perserkönig auf die Forderung, die Waffen auszuliefern, wiederbringen muß. Nichts hilft dem Feinde seine große Uebermacht, nur schändlicher Verrath gewinnt es über die Helden. Und da sie nun den unausbleiblichen Tod vor Augen haben, schmücken sie sich zum letzten Kampfe und halten fröhlich die letzte Mahlzeit, denn „morgen werden wir im Hades speisen" spricht der Heldenkönig, und bald sollen sie nach kurzem Streit bis auf den letzten Helden Ehre und Sieg ist euch geworden, wenn ihr auch nicht zurückkehren durftet in die Heimath eurer Lieben, das erhabene Verdienst eurer Thaten meldet die tief ergreifende Inschrift des Marmordenkmals:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Sanft sei euer Todesschlaf! denn das Heldenblut, das ihr vergossen, ist ein Saame süßen Friedens und der schönsten Früchte. Solche Tugend, solche Heldentapferkeit machen erst das Vaterland groß, und in dem fruchtbaren Schooße des errungenen Friedens gedeiht jedes edle Streben. Gewerbe und Handel schwingen sich empor, der Reichthum mehrt sich, der Wald wird gelichtet und liefert sein Holz, die gefällten Stämme donnern gewaltig von der

Bergeshöhe herunter, auch der Fels wird besteuert, er muß die Steine liefern für die Wohnungen, und der Bergbau durchwühlt des Berges Eingeweide, das köstliche Metall zu gewinnen. Alles ist nun geschäftig in Bearbeitung des rohen Stoffes; der Schmied schwingt den wuchtigen Hammer aufs glühende Eisen, daß die rothen Funken des Stahls emporspritzen unter der nervigen Faust; die Spindel dreht sich herum mit Windesschnelle, sich umwickelnd mit goldenem Lein, und hinüber, herüber saust im Netze des Garns immer flüchtig das Schifflein des Webers. Draußen aber auf dem Ankerplatz erheben Steuermann und Schiffer munteres Geschrei; die Flatten warten auf günstigen Wind, einheimische Produkte und Arbeiten nach fernen Zonen zu tragen, und wieder andere Schiffe sind gerade angelammen, aus den entlegensten Ländern mit den Waaren des Auslands. Der festliche Kranz auf dem Mastbaum verkündet mit Frahlacken die glückliche Fahrt, Markt und Platz füllen sich mit heiterem Volke; betheiligte Handelsmänner, neugierige Zuschauer, beschäftigte Matrosen, Taglöhner und Knechte, aufdringliche Bettler, Leute von Stadt und Land, Eingedaene und Ausländer wogen wirr durcheinander im bunten Gewimmel, und das Ohr vernimmt die seltsamsten Dialekte und Sprachen. Die Erzeugnisse der ganzen Erde stellen sich hier zur Schau, was unter dem glühenden Sonnenhauch Afrikas und Arabiens Boden erzeugen und die Produkte des rauhesten Nordens. Nicht Reichthum allein, sondern Ueberfluß an allen kostbaren Gütern ist der Segen des blühenden Gewerbes und ausgebreiteten Handels.

„Da gebiert das Glück dem Talente die göttlichen Kinder;
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Kinder der Lust.“

Jedes Volk, jedes Jahrhundert besitzt seine Talente, seine genialen Geister; aber nicht immer finden sich auch die Grundbedingungen, von welchen ihre ungehemmte Entfaltung abhängt. Solche Bedingungen sind vor allem Glück und Freiheit. Namentlich die bildenden Künste setzen große Schätze und Reichthümer voraus; ein armes, elendes Volk zählt keine Prachthauten, keine nach Grundgesetzen streng construirten Riesen-Dome und Königspaläste, Burgen, Akademien, Theater, Säulengänge und Thardegen; da werden keine stolzen Denkmäler aufgestellt, aus Metall gegossen oder aus Stein gemeißelt, zur ewigen Verherrlichung der Helden, Künstler, Weisen und Fürsten; da werden keine Wölbungen und Seitenwände vom Geiste des Malers mit dem mannigfaltigsten und reichsten Leben angehaucht, wo das Geld fehlt, da kann sich auch kein Talent entfalten. Doch was helfen auch alle Reichthümer der Erde, wenn die Freiheit fehlt? — im Sclavenstaat erlöscht die Kunst.

Digitized by Google

„Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet"

ruft Göthe's Sänger und weist das Geschenk des Königs, die Kette — denn, ist sie auch von Gold, so bleibt sie dennoch immer eine Kette — zurück und bittet um den allerbesten Wein im goldenen Pokal. Wie dieser Sänger, wie auch Göthe, der den herzoglichen Hof verließ um das schöne Land der herrlichsten antiken und romantischen Kunstdenkmale zu durchwandern, muß jeder Künstler handeln; er darf sich nicht fesseln lassen, darf kein Sclave sein,

„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde."

Schiller's: Graf von Habsburg.

Nur Ein Streben hat ihn zu beseelen: Die göttlich erhabenen Ideen — den wahrhaft allerbesten Wein — in gediegenen, schönen Formen — im goldenen Pokal zu reichen. Dann erst läßt sich der Künstler mit dem freien Schöpfer vergleichen, denn auch der Künstler schafft eine neue Welt, und seine Gebilde erheben den Sinn des Menschen, läutern sein Herz und füllen es mit Lust. Die bildenden Künste sind zwar hervorgegangen aus der Nachahmung der Natur, doch bleiben sie dabei nicht stehen, denn die Natur soll erst durch Künstlerhand ihre geistige Verklärung finden. Die Natur ist schön, doch vielen Zufällen unterworfen, welche ihre Schönheit stören, von diesen Zufällen befreit sie nur der Künstler, und er wirkt noch mehr, indem er die an sich geistlose Natur zur sprechenden Darstellerin seiner höheren Ideen umgestaltet. Der Maler zeigt uns auf seiner Fläche das bewegte Natur- und Menschenleben, der todte Stein empfängt Seele und beginnt mächtig ans Herz zu sprechen unter dem Meißel des Bildhauers; prachtvolle Tempel erheben sich im jonischen Stile voll Heiterkeit und Elegonz; Theater, Odeen, Hyppodromen und stolze Brücken mit gewölbten Bogen verschönern die Stadt. Mit der heitern Kunst verbindet sich bald auch die strenge Wissenschaft. Der Denker zieht sich zurück vom Gewoge der Menschen und verschließt sich im stillen Gemache; dort entwirft er Kreise voll tiefer Bedeutung; die Erde und alle Himmelskörper möchte er zählen, berechnen, messen und wägen; tiefsinnend forscht er nach der Natur der Dinge und nach ihrer Entstehung, welcher Geist, und nach welchen Gesetzen er, alles geschaffen, und was der Geist sei in dem Menschenkörper. Dann prüft er die verschiedenen Kräfte der Naturkörper, die Anziehungs- und Abstoßungskraft der Magnete, dringt ein in die Geheim-

nisse der Akustik und Optik, sucht die außerordentlichsten, wunderbarsten Phänomene natürlich zu erklären und auch aus der Geschichte allen Zufall zu verbannen, indem er für alle Ereignisse und Erscheinungen das Gesetz zu finden strebt, das ihre Nothwendigkeit in sich schließt. Die wichtige Erfindung der Schrift vermittelt die großen Errungenschaften des einzelnen Denkers allen Völkern und allen Zeiten, denn der stumme Gedanke bekommt durch sie Körper und Stimme für die Unsterblichkeit zu dauern. Hatten früher blasse Mythen und Märchen auf die Fragen der Vernunft Antwort gegeben; hatte durch Jahrtausende leere Wahn den Geist des Menschen gebunden und ihm alles wunderbar gemacht; — so verschwinden jetzt diese nebligen Gebilde dichtender Fantasie, es verschwindet der Wald mit den geheimnißvollen Schatten und zauberischen Gebilden, und der Denker bewegt sich im vollen Licht des Tages.

2) Der erste Haupttheil des Gedichtes ist vollendet. Mit Staunen haben wir die raschen Fortschritte des Menschen gesehen. Er hat sich abgesondert von der Natur, die nun nach seinen Zwecken umgebildet wird, er hat sich Städte gegründet, von dem kindischen Naturglauben und der Furcht vor den Naturphänomenen losgesagt, und sich an den Nebenmenschen brüderlich zu gemeinschaftlicher Thätigkeit angeschlossen. Unzählige bilden fortan nur mehr Eine große Familie im Staate; das Gesetz der Weisen schafft organische Ordnung, und Liebe flicht das zusammenhaltende Band. Die Gattheit wird nun auch edler und geistiger aufgefaßt und in die menschliche Gestalt verlegt; so werden nun, da Gott in seiner Einheit und Ueberweltlichkeit noch nicht erkannt ist, oder vielmehr diese ursprünglich vorhandene Erkenntniß verloren ging, wenigstens individuelle, selbstbewußte, persönliche, freie Götter und Göttinnen nachzüglich durch die Fantasie der Dichter geschaffen, erhabene Wesen, welche das Volk verehrt und denen es die weisesten Anordnungen und kostbarsten Geschenke zuschreibt. Die Bildung verpflanzt sich bald auch ins ferne Ausland, das Recht blüht und so wächst die Begeisterung für's Vaterland, welche Heldenmuth erzeugt. Der in heroischen Kämpfen errungene Friede gewährleistet dem Gewerbe und Handel sicheren Bestand. Nach unendlich höher steigt der Mensch durch die Kunst, in welcher er das Leben der Natur nachahmt und verklärt, und durch die Wissenschaft, in welcher er die Geheimnisse des Natur- und Menschenlebens zu ergründen strebt. Nun ist unser Wanderer auf einer Höhe angelangt, zu welcher wie nur mit Schwindeln aufblicken können; nun ist er wirklich Herr der Natur und König der Schöpfung; und da in diesem Abschnitte nur die schön sich entwickelnden Kräfte des Geschlechtes mit Bewunderung und pathetischer Begeisterungsgluth verkündet werden, könnte

man ihn als den heroisch epischen bezeichnen, wie man den früheren Theil, nämlich das Landschaftsgemälde, ein Idill nennen dürfte. Daß Schiller hier besonders Griechenland im Auge behielt, beweist die namentliche Aufzählung griechischer Gottheiten mit ihren bezeichnenden Symbolen und Geschenken, die Grabschrift der bei Thermopyla gefallenen dreihundert Spartanerhelden, die „jonische Säule" und ff. Das griechische Volk ist freilich ganz vorzüglich geeignet als Repräsentant der aus dem Naturzustande bis zum höchsten Gipfel der Cultur sich hinaufschwingenden Menschheit dargestellt zu werden, da der Grieche sich selbstthätig und selbstständig aus sich herausbildete und diese Höhe erklomm, nicht wie die andern Völker, welche ihre erste Bildung größtentheils fremdem Einflusse verdanken. Nur bindet sich der Dichter allzustreng an Griechenland und betrachtet es als den fast einzigen Träger der Cultur, während er doch die gesammte Menschheit und ihre allseitigen Fortschritte zeichnen will. Demnach finden wir unter den griechischen auch römische Gottheiten und unter den Werken der bildenden Kunst das römische Pantheon allein namentlich erwähnt.

Nicht entgehen darf uns wie der Dichter in Schilderung der verschiedenen Entwickelungsphasen alles so schön und organisch vermittelt. Da er von der höheren Cultur spricht, beginnt er alsogleich mit dem Bau der Stadt, denn erst seit die Städte gegründet worden gibt es cialisirte Staaten. Städte aber finden wir schon bei den ältesten Bewohnern Griechenlands, bei den Pelasgern. Diese Städte waren mit Riesenmauern umgeben, welche aus ungehauenen, mit Mörtel ineinandergefügten oder höchstens mit eisernen Klammern verbundenen Felsstücken bestanden. Auch hatten schon die Pelasger Priesterkönige und einen ausgebildeten Gättercult, also eine über den rohen Naturdienst erhabene Religion, und „in die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen", d. h. in die noch rohen, wilden Gegenden aberyläubischer Barbaren hat sich diese crude Naturverehrung und Furcht geflüchtet. In den Städten befindet sich der Mensch nimmer auf sich allein angewiesen, viele Tausende haben sich verbunden, und damit sie sich zu gegenseitigem Nutzen gemeinschaftlich bethätigen, wird eine weise Organisirung der Massen sich als die erste Nothwendigkeit herausstellen. So kammt nun Schiller auf den Staat, aufs Vaterland zu sprechen, für welches in tausend Brüsten von Einem Gefühl glühend ein einziges Herz schlägt. Aber was ist der Staat? — „Er ist keine Erfindung weder der Nath noch der Geschicklichkeit, keine Actiengesellschaft, keine Maschine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragswerk, kein nothwendiges Uebel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen

der Menschheit; — er ist eine ursprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zustand. — Der Staat ist unanfänglich, die Urfamilie ist Urstaat; jede Familie, unabhängig dargestellt, ist Staat." *) „Ist aber der Staat einmal als nothwendig anerkannt, und darf sich die menschliche Gesellschaft der gesetzlichen Rechtsordnung nicht entziehen, so kann auch seine bindende Kraft und die obrigkeitliche Gewalt speculativ nicht mehr aus der menschlichen Freiheit allein, sondern sie muß ihrem wichtigsten Theile nach von Gott, dem Schöpfer des Menschengeschlechtes, hergeleitet werden, ja man wird noch weiter gehen und sagen müssen, daß die Uebertragung einer auch Widerstrebende zwingenden und strafenden obrigkeitlichen Gewalt an irgend eine Regierung ohne diese Herleitung in einem unlösbaren Widerspruche mit der menschlichen Freiheit stehen würde" **). Und wirklich hat Gott schon im Paradiese, alsogleich nach dem Sündenfalle die Einrichtung getroffen, daß die Menschheit aus zwei Factoren bestünde, der gesetzgebenden Gewalt und den Unterthanen. Denn er sprach zum Weibe: „Du sollst unter dem Gesetz des Mannes sein und er wird über dich herrschen" und so wurden in Adams Hand sowohl die gesetzgebende als ausübende oder die legislative und die Disciplinargewalt gelegt. Also der Staat ist göttlicher Einrichtung, und nicht der Gesammtwille Aller hat sich denselben geschaffen und der freigewählten, gesetzgebenden Gewalt gebeugt. Das ist die christliche Anschauung vom Staate. Uebertrieben aber war die Vorstellung, die sich der Heide von demselben machte. „Das heidnische Alterthum — sagt Dr. Schulz ***) — sieht im Staate die Verwirklichung des höchsten Gutes." Cicero kennt nichts höheres „als die durch das Recht verbundenen Vereine, welche Staaten genannt werden". Aristoteles bezeichnet den Staat als „diejenige Gesellschaft welche als allerhöchste alle die übrigen umfaßt und darum auch das allerhöchste Gut bezweckt." Plato bringt sogar das Recht seinen Stand zu wählen, das Privateigenthum, die Ehe und das Familienleben seinem Staatsideale zum Opfer dar". — Der antike Staat herrschte auch auf dem Gebiete der Religion. „Die Idee von allgemeinen Menschenrechten — sagt Neander †) — von allgemeiner Religions- und Gewissensfreiheit, waren dem Alterthum überhaupt ganz fremd, wo es nicht anders sein konnte, da die Idee des Staates die höchste Idee der Erde, die Verwirklichung des höchsten Gutes darin beschlossen war, dahin die Entwicklung aller andern Güter der Mensch-

*) Dahlmann: Politik — Einleitung.

**) „Die politischen Ideen des Nikolaus von Cues" Abhandlung von Stumpf Tübingen 1864.

***) Jahresbericht der Realschule zu Siegen 1862.

†) Kirchengeschichte Bd. 1. Abschnitt 1. c.

heit in der Abhängigkeit von derselben sich befand. So war auch das Religiöse untergeordnet, es gab nur Staatsreligionen und Volksgötter. Erst das Christenthum kannte jenen Standpunkt des Alterthums überwinden, von den Banden der Welt den Menschen frei machen, den Particularismus und die Allgewalt des Politischen stürzen durch seinen universalistischen Theismus, durch die zum Bewußtsein gebrachte Idee vom Reiche Gottes, als dem höchsten, alles andere in sich begreifenden Gute, welches an die Stelle des Staates, als der Verwirklichung des höchsten Gutes, gesetzt wurden, wodurch der Staat genöthigt wurde eine höhere Macht über sich anzuerkennen." Ich glaubte auf diese Abhängigkeit der heidnischen Religionen und Volksgötter vom Staate hindeuten zu müssen, damit der Zusammenhang von V. 77 und V. 79 richtig verstanden werde, denn darum geht jetzt der Dichter über auf die Religion. Es ist wiederholt erwähnt worden, daß schon unter den Pelasgern der rohe Naturdienst aufhörte und die Verehrung persönlicher Götter und Göttinnen emporblühte. „Das ist ein Beweis von einem erhöhten religiösen Bewußtsein*), von dem Bedürfnisse nach einem moralischen Gotte, der das Gute liebt und belohnt, das Böse straft und haßt, der ein Herz hat für die menschlichen Angelegenheiten, und der statt einer todten Naturkraft als bewußter Regent in dieselben eingreift... Jenes Personificiren hat aber auch seine schlimme Seite. Fantasie und Poesie bemächtigen sich der Gottesanschauung und schaffen lebendige, plastische Gestalten, übertragen auf sie menschliche Eigenschaften, Begierden, Schwächen, selbst grade sittliche Vergehen. Dadurch wird die religiöse Vorstellung allerdings concreter und bestimmter, aber auch sinnlicher und gröber, das religiöse Gefühl seichter. Homer und Hesiod und überhaupt der ganze damalige poetische Zeitgeist waren für diese allmälig vor sich gehende Metamorphose von entscheidendem Einfluß. Das hat es zu bedeuten, wenn der Geschichtschreiber Herodot sagt: Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Götter gemacht. Seitdem also gibt es eine Mythologie, d. h. heilige Sage." Mit großer Ehrfurcht erfüllen auch den Dichter die Thore, Thürme und Mauern der Städte Griechenlands, denn Gedanken an die nach allen Seiten hin angelegten Colonien, wodurch Bildung und Kunst ein Gemeingut der Menschheit wurden. Geordnete Staatsverhältnisse und Ehrfurcht vor den Göttern, geistige Autorität nach außen und blühendes Recht im Innern entzünden in allen Herzen heiliges Begeisterungsfeuer; fürs Vaterland, für die Religion zieht Jeder freudig aus auf Tod und Leben. Und damit wir ein recht lebendiges Bild des wahren Patriotismus vor Augen haben, schildert

*) Bericht über das Gymnasium zu Bielefeld von Dr C. Schmidt 1862.

uns der Dichter den Auszug der zum Kriege gerüsteten Helden und bringt uns die kurze aber bedeutungsvolle Denkschrift auf Leandas und die gefallenen Spartaner in Erinnerung. Aus dieser Stelle sehen wir, wie begeisternd große historische Thatsachen, für welche Göthe nicht das geringste Interesse hatte, auf Schiller wirken. Es ist viel hin und her geschrieben worden über unsern Dichter als Historiker, man hat ihn häufig überschätzt, andererseits es aber auch sogar bedauert, daß er sich jemals in's Gebiet der Geschichte verieren konnte; einige Bemerkungen über diesen Punkt dürften daher nicht überflüssig sein. Längere Zeit hatte sich Schiller mit der Weltgeschichte beschäftigt und 1789 auch in Jena als Professor über diesen Gegenstand vorgetragen. Unter seinen historischen Arbeiten sind die merkwürdigsten seine „Geschichte des Abfalles der Niederlande" die er in gedrückter äußerer Lage, in bitterster Unzufriedenheit mit der Gegenwart, als Apostel jener Freiheit, die er in Don Carlos gepriesen, nicht ohne politische Tendenz niederschrieb, und sein „Dreißigjähriger Krieg". Diesen verfaßte Schiller für den Damenkalender, den der Buchhändler Göschen in Leipzig herausgab. Die Aufgabe war einerseits die Verherrlichung des Krieges, dem Deutschland seine Ruhe, sein Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat, (!!) andererseits aber noch mehr — die fast immer leere Börse des Dichters zu füllen. Dr. Joh. Janssen*) sagt von Schiller: „Der Dichter hat kühne Gedanken, glühende Worte, gestreichte Ansichten, glückliche Bilder, er gibt seiner Darstellung Wärme und Kraft und durchgeistigt das düre Material, aber seine Ideen sind nicht als Resultate einer mit ächt historischem Sinn unternommenen Erforschung der Begebenheiten und Personen in seinem Geiste entsprungen, sondern sind der Geschichte als eine fremde Zugabe geliehen worden; es sind aprioristische Voraussetzungen seines eigenen Geistes und seines „filosofischen" Zeitalters, die er auch in der Vorzeit aufsucht und nach denen er diese Vorzeit beurtheilt.

Daher zweifeln wir aber nicht im geringsten an seinem ernstlichen Willen, der Wahrheit treu zu sein, denn seine Fehler lagen nicht in seinem Willen, sondern in der Art, wie er arbeitete, und als „schöpferischer Kopf" die Geschichte „schuf". — Ueber den Rang eines poetischen Historikers ist unser Dichter nie hinausgekommen. Ueberhaupt studirt er nur, was dem modernen Dramatiker nothwendige Bedingung ist, die Höhe der Meisterschaft zu erreichen; Naturwissenschaft, Theologie, Jus, Medizin fesseln ihn nicht, wohl aber Geschichte und Filosofie, ohne welche kein vollendeter Dramatiker denkbar ist, und hier-

*) „Schiller als Historiker." Freiburg im Breisgau 1863

aus wiederum nur das, was dramatischen Gehalt hat, und nur so lange und so viel, als das dramatische Interesse gefesselt wird, und das alles nur als geborener Dichter, nicht als Gelehrter*). Darum studirte er die Franzosen, welche noch Janssen nicht so sehr die magistra vitae, als den Tummelplatz sehen, die Künste des Geistes und Witzes zu üben. Auch war es ihm nicht darum zu thun das Individuum, sondern nur die Menschengattung kennen zu lernen. Die Geschichte ist ihm ja nach eigenem Geständniß nur das Magazin für seine Fantasie, und die Gegenstände müssen sichs gefallen lassen, wos sie unter seinen Händen werden. Als schöpferischer Kopf will er die Geschichte behandeln, der das unfruchtbare und Leere befruchtet und auf das Gerippe Nerven und Muskeln trägt. Das aber sind Grundsätze, vor welchen sich allererst der Historiker zu hüten hat. Daher die so ganz falsche, ja geradezu verkehrte Darstellung fast aller schillerischen Geschichtshelden, eines Wilhelm von Oranien, Egmont, Cordoval Grannilla, Philipp, Gustav Adolf u. ss. Doch wie es unbillig wäre, „wenn wir ausser Acht lassen wollten, daß Schiller sich nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen und eigentlich um sich selbst zu bilden, und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte beschäftigte" **), so wäre es auch ungerecht zu bedauern, daß er sich mit Geschichte und Filosofie überhaupt abgegeben; denn gerade diesen Studien verdanken wir den herrlichen, unsterblichen Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, und gerade darum sind seine späteren Gedichte durchwegs mit so erhabenen Sentenzen und Wahrheiten gefüllt. Auch Friedrich von Schlegel meint: „Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und filosofischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln sein. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar."

Den glorreichen Kämpfen der Helden verdankt erst sodann das Vaterland den sichern Frieden und die wahre Freiheit; der Friede wieder ist nothwendige Bedingung, daß Ackerbau, Gewerbe und Handel blühen, die Künste sich entwickeln und die Wissenschaft gedeihe.

Warum aber spricht der Dichter nur von den bildenden Künsten und berührt die Poesie und Musik mit keiner Silbe? — Wie der Mensch durch

*) S. „Schiller der größte Dichter der Nation" von Strodtz, Theil II. Tilsit 1806.
**) Hesemeister. Schiller's Leben, 2, 200.

Betrachtung der Natur sich zur Cultur erhebe, sollte ja eigentlich gezeigt werden, deßwegen nennt uns der Wanderer nur jene Künste, die vorzüglich von Betrachtung und Nachahmung der Natur ausgehen, nämlich die Baukunst, Sculptur und Malerei. Das Gesagte gilt auch von den Wissenschaften, unter denen ebenso vorzüglich nur die Mathes, Naturlehre und Geschichte aufgezählt werden.

— — —

IV. Die Umwälzung.

1 Wir sahen den Menschen auf dem Gipfel des Glückes, er hat eine großartige Geschichte durchgemacht, die Natur bebaut, sich Städte geschaffen, Frieden und Macht errungen, durch Benützung der Naturproducte große Reichthümer erworben, Kunstwerke in schöpferischer Kraft hervorgerufen und durch strenge Wissenschaft den Aberglauben und Wahn großentheils überwunden; sein Geist kennt also keine Fesseln mehr und frei kann er vorwärts streben. Doch steht der Mensch nicht im Besitze absoluter Freiheit, er kann sie auch nicht besitzen, denn sonst müßte er Gott sein; Freiheit hat er nur in dem Grade, wie sie ihm der Schöpfer gegeben. Es gibt Gränzen, über welche er nimmer hinaus darf, obwohl er, seine Freiheit mißbrauchend, hinauskann; oder er geht zu Grunde. Seine Aufgabe ist es mit Hilfe des Verstandes die Nebel des Wahns und die Gebilde der Nacht zu zerreißen, alle unbegründete, hemmende Furcht zu verdammen; doch gibt es Schranken, die er nie und nimmer überschreiten darf, — Gesetze, deren Vorhandensein auch der Heide anerkennt, da er einen Wächter in seinem Innern herumträgt, der ihn zur Heilighaltung derselben auffordert und ihm bittere Vorwürfe macht, wenn er sie vernachlässigt. Diese Wächter führt den Zügel, welchem der Mensch zu folgen hat, den er aber auch ebenso zum eigenen Verderben zerreißen kann. Durch diese Schranken und diesen Wächter im Herzen wird die Freiheit des Menschen nichts weniger als aufgehoben; während die unfreie Natur gehorchen muß, ergeht an ihn nur ein erinnerndes „du sollst". Die Maschine muß sich bewegen, wie sie ursprünglich eingerichtet ward, wie sie gelenkt wird, sie kann nicht anders, — aber der Mensch ist zwischen dem hohen Berge der schönsten Güter, des hellsten Lichtes und der reinsten Wonnen und dem tiefen Abgrund der schauerlichsten Ruinen und der dichtesten Finsterniß in die Mitte gestellt; es ist an ihm zu wählen, welche Bahn er einschlagen will, und ob er dann dem Berge oder dem Abgrunde zuwandte; immer aber beweist er eben dadurch, daß er sich bewegt, den Gebrauch seines freien Willens, also die Freiheit selbst.

Daher kann man nicht von einer wahren und falschen Freiheit, sondern nur von einem rechten und schlechten Gebrauch derselben sprechen. Wenn der Mensch seiner Bestimmung, wie er sie erkennt, gemäß lebt, die Begierde der Vernunft, die Vernunft aber der geoffenbarten Wahrheit unterwirft und alle seine geistigen Anlagen immer reiner und vollkommener auszubilden strebt, dann benützt er seine Freiheit auf die rechte Weise. Wenn sich aber seine Vernunft auflehnt gegen die göttliche Wahrheit, und wenn sich die wilde Begierde, die rohe Sinnlichkeit empört gegen das Gesetz und gegen die Vernunft, wenn Lüsternheit die Vernunft verblendet und zur Sclavin der herrschenden Begierde macht, dann ist es geschehen um des Menschen heilige Natur, und er gleicht dem Schiffe, dessen Anker der Sturm zerrissen, welcher es nun von der Küste wegjagt, über die hochgethürmten Wogen hin- und herwirft und dessen Mast zersplittert. Die Aussprüche der ewigen Wahrheit, der heiligen Religion sind Anker, welche den Menschen vor Verirrung warnen und am festen Ufer halten; hat sich seine Vernunft mit der Wahrheit zerschlagen, dann wird er von dem fluthenden Strome der Irrthümer weggeschleudert und schwankt von einer unentheuerlichen Thorheit in die andere. Das Sittengesetz ist der einzige Mastbaum, der das Menschenschiffleim vor dem Toben der wilden Leidenschaften sichert. Wie kann sich der Mensch nun retten? — Wohl leuchten am Himmel die beharrlichen Sterne, wohl währt die göttliche Wahrheit von Geschlecht zu Geschlecht, allein die Vernunft des in die sinnliche Begierde und in das Laster Hinuntergesunkenen ist umnebelt, ist undurchdringlich umwölkt, ist kein Organ mehr für das Licht der Himmelssterne, die Ausgeburten des Gehirnes wechseln immerdar, und selbst die Stimme des Gewissens ist nimmer rein, auch sie hat ihre Zartheit und Lauterkeit verloren. Nun verschwindet die Wahrheit aus dem Gespräche, der Mensch ist zum Egoisten geworden und betrachtet den Nebenmenschen nur als Mittel zur Erreichung seiner eigenen Zwecke und Wünsche, und damit diese seine Anschauung nicht zu Tage trete, muß er sich gegen Jedermann verstellen. Wer soll aber dem ertappten Lügner glauben und ihm Treue wahren? — kann man sich auf Wahrheit und Treue jetzt nicht mehr verlassen, dann schleichen sich Lüge, Unglaube und Untreue ein in die ganze Gesellschaft, „Glauben und Treue verschwinden aus dem Leben“; und wer die Gattheit nimmer fürchtet, der ruft sie selbst zum Zeugen auf seiner Lüge „es klagt selbst auf der Lippe der Schwur“. „Nichts Heiliges ist mehr, es lösen sich alle Bande frommer Scheu;“ mit heuchlerischer Miene mischt sich der hohnhafte Neid sogar in den vertraulichsten Bund der Herzen, ins zarte Geheimniß der Liebe, um Feindschaft zu stiften und das wüste Feuer

Digitized by Google

des Hasses und der Zwietracht anzufachen. Wehe der Unschuld! sie hat in der verdorbenen Welt keine Stätte, dem nichtswürdigen Verräther ist sie ein Dorn im Auge, eine schweigende doch leicht verstehliche und darum unausstehliche Strafpredigerin gegen alle seine Laster und Verbrechen. Deshalb ist sie das Ziel der ungerechtesten und leidenschaftlichsten Angriffe von allen Seiten; nicht ruht der Mund des Lästerers, bis er sie dem gewissen Untergange geweiht. „Feil ist der geschändeten Brust der Gedanke." Der Mensch kann seine Vernunft und ihre Aussprüche nicht läugnen, doch sein Herz ist geschändet durch Laster und Verbrechen, sein Wille entflammt für's Böse, und darum kehrt er sich nicht an die Vernunft, ja er haßt sie und kämpft sie an und strebt mit aller Anstrengung falsche Grundsätze festzuhalten, welche den rohen Gelüsten schmeicheln. So wird ihm endlich im verwegenen Spiele der Gedanke zur feilen Diene des verkehrten Wollens, und es ist ihm ein Leichtes in gleißender Sophistik die frechste Lüge ins ehrwürdige Gewand der Wahrheit zu kleiden. Diese Sophistik ist es, welche die Staaten, ihre Redekunst, Philosophie, Moral und allgemeine Denkart vergiftet und gänzlich zu Grunde richtet. Sehr sinnvoll sagt der Dichter „Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke", denn wenn wir auch das Haupt des Menschen als den Sitz des Verstandes und der Gedanken, und das Herz, die Brust, als den Mittelpunkt des Willens, der Gefühle betrachten, so führt doch gewöhnlich das durch Laster verdorbene Herz zur Thorheit des Verstandes. So sagt auch die heilige Schrift: „nur der Thor hat in seinem Herzen gesprochen: es ist kein Gott", und so singt auch der Dichter der göttlichen Comödie:

„Puossi far forza nella Deitade,
Col cor negando e bestemmiando quella,
E spregiando natura e sua bontade."

Und wie der Gedanke feil, so wird auch die Liebe ihres göttlichen Adels entkleidet. „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme", sagt Thekla zur Gräfin; das Gefühl des unverdorbenen Herzens ist gleichsam Ausspruch Gottes; allein beim Egoisten darf das Gefühl, das Herz nicht frei entscheiden, da walten andere Interessen. „Das Einzige auf diesem Rund der Erde das keinen Käufer duldet als sich selbst", — auch die Liebe wird gekauft um Gold und Ehre, und gerade dadurch wird ihr eben der Todesstoß versetzt.

Alles ist verkehrt, ins Zerrbild umgewandelt. Welcher Stimme soll man nach trauen, wenn die Vernunft zur feilen Dirne der Begierde, wenn die Liebe zur elenden Sclavin des Mammons und des Ranges wird? Zwar hat das Herz nach eine ausdrucksvollere Sprache als die des Wortes um seine

Digitized by Google

Freuden und seine Leiden kundzugeben, es hat gar köstliche Stimmen, welche unmittelbar und ungezwungen aus ihm sich ergießen; die sind der Wahrheit heilige Zeichen, weil kein Mensch, der noch natürlich denkt und fühlt, diese Zungen der Natur willkührlich stumm machen oder lösen kann. Solche heilige Zeichen der Wahrheit, solche köstliche Stimmen der Natur sind die Thränen der Wange, der Wehmuth und des Schmerzes, das Purpurroth der Wangen, der gesenkte Blick und das sanfte Lächeln auf den Lippen; — aber aller, aller dieser Zeichen hat auch der Betrug sich angemaßt, keinen Unterschied gibt es mehr zwischen Wahrheit und Verstellung. In solcher Zeit der Argliſt und Tücke kann der Ehrliche und Weise nichts anders mehr als schweigen.

Alle Gerechtigkeit, wahre Tugend und Größe sind dahin. Das schreiendste Unrecht wird auf der Tribune vertheidigt, nur gedrückte Unschuld und Armuth finden in ihren geeechtesten Ansprüchen keine Vertheidiger und Unterstützer, Haß und Zwietracht zerstören das Band der Familie, denn die Ehe, nicht mehr auf wahrer Liebe, auf Glauben und Treue fußend, hat keinen Halt und weist sich bald als das größte Wehe, das Gesetz, früher herausgewachsen aus den Bedürfnissen der Völker und aufgestellt zu ihrem Wahle, das „menschenerhaltende" Gesetz ist nun zum grauenerregenden Gespenste geworden, denn die Menschenliebe ist des Gesetzes Seele, aber wenn tyrannischer Egoismus nur seine eigenen Leidenschaften walten läßt, nicht aber dem Wohle und den gerechten Wünschen der Unterthanen Rechnung trägt, dann strömt nicht organisirende Lebenskraft aus dem Gesetze, es verkehrt im Gegentheile alles Leben im Staate mit verpestendem Hauch und steht als böser Dämon, als schreckenerregendes Gespenst „an der Könige Thron."

Kann man das lebenskräftige Gesetz in Wahrheit den „menschenerhaltenden Gott" nennen, so ist auch das Gespenst des Gesetzes wahrhaft der Tod des Staates. Er kann nach Jahre, Jahrhunderte lang dem Käfer nach bestehen; ja rednerische und schriftstellerische Prahler können noch seine „gesegneten Zustände" in frecher Lüge bis zu den Sternen erheben, die Weisheit und Klugheit unnatürlicher Gesetze, die Gerechtigkeit der ungerechtesten Forderungen und Lasten, die Humanität egoistischer und dämonisirter oder blinder Minister und Beamten, den Patriotismus und die Zufriedenheit der aufgeregten, aufgeregten Unterthanen, und einen Kranz von Tugenden preisen, die längst nur mehr in ihrem Gegentheile bestehen; sie können noch den Staat Schwachköpfen gegenüber mit dem Trugbilde blühender Lebensfülle umkleiden, — er ist doch längst nur eine Mumie, ein starrer Leichnam; er muß und wird zerfallen. Denn am Ende wird doch die schlafende Natur erwachen, die allge-

meine Noth dem gedrückten Unterthanen seine Rechte und seine Kraft zum Bewußtsein bringen, die Zeit ihre Forderungen geltend machen. Wie der Mensch mit dem Laufe der Zeit dem Geiste und Körper nach sich entwickelt, entfaltet und fortwährend ändert, so auch der Staat; und so muß auch das Gesetz mit der Zeit gleichen Schritt halten. Das Kind und der Mann können nicht in dieselben Schranken eingeengt werden, und gleicherweise verlangt auch die Menschheit, wenn sie zur vollen Mannesreife herangediehen, ganz andere Gesetze, Verfassungen und Einrichtungen, als jene, welche für ihr Kindesalter nothwendig waren. Werden nun diese Forderungen der Zeit übersehen, dann entsteht allgemeine Noth, der Staat entbehrt der Seele des Gesetzes und wird zum hohlen Gebäude, das gewiß endlich in sich zusammen brechen muß unter den schweren, ehernen Händen der Noth und der Zeit. Die Menschheit läßt sich nicht immer ruhig bedrücken und ihre heiligsten Rechte mit Füßen treten; eine Weile wird sie es dulden, aber dann mit um so größerer Wuth aufstehen, wenn die moderne Aufklärung alle bisherige Scheu und Ehrfurcht vor der regierenden Gewalt gebrochen und mit der Idee der Freiheit, zu welcher jeder Mensch berufen sei, auch das Herz des gemeinen Mannes entflammt hat, sie wird aufstehen mit der Wuth der Tiegerin, welche die starken Eisenstäbe des dunklen Gitters niedergerissen und mit Grimm und Rachedurst plötzlich an die vorenthaltene Freiheit des numidischen Waldes denkt; sie wird aufstehen mit glühendem Zorn über die geschehenen Verbrechen und über das jammervolle Elend; — ja, die Menschheit wird aufstehen, die gewaltsam unterdrückten nun entfesselten Leidenschaften werden rasen und das Staatsgebäude, das schon lange faul und morsch geworden, in Flammen stecken, um in der Asche der Stadt und in den Trümmern des Staates ihre verlorene Natur zu finden.

2) Der zweite Haupttheil ist zu Ende. Wir haben nun in den greulichen Abgrund hinuntergeblickt, in welchen der Mensch fällt, wenn er sich stolz überhebt, mit seiner heiligen Natur bricht und auf die Schranken vergißt, welche die Gottheit um ihn gezogen, daß er sie heilig achte. Vom Gipfel des Glückes reißt ihn nun das rächende Schicksal in die finsterste Tiefe, und die Stadt wird von Feuer verzehrt und fällt in Asche zusammen, die früher so majestätisch sich aufbaute vor unsern Augen. Das ist nun der dramatische Theil des Gedichtes, und weil der Held, der im Prometheustrotze gegen alle gottgesetzten Schranken ankämpft, vom Schicksal zerschmettert wird, macht er auf uns den Eindruck einer Tragödie.

Vor allem nennt uns der Dichter zwei Ursachen, welche nothwendig ins Verderben führen: — den Unglauben und die Sittenlosigkeit

„Freiheit ruft die Vernunft und Freiheit die wilde Begierde".

Schiller erkennt in der Vernunft und Sinnlichkeit nicht die beiden Vermögen, welche einander dergestalt entgegengesetzt sind, daß sie auf zwei wesentlich verschiedene Substanzen schließen lassen, er bezieht Sinnlichkeit und Vernunft nicht auf Geist und Körper, sondern schreibt sie einzig und allein dem Geiste zu, wodurch er ebenso mit dem Christenthum als dem unbefangenen, gesunden Menschenverstand in Widerspruch geräth. Nicht der Mensch, als Verein aus Geist und Körper, sondern der Geist des Menschen ist vernünftig sinnliches Wesen. Mit dieser Anschauung ist im Menschen der Wesensgegensatz von Geist und Leib, geistiger und sinnlicher Substanz gänzlich aufgehoben. Die menschliche Vernunft sodann sah er als ein durchaus selbstständiges, rein objectives und aus sich selbst wirkendes Vermögen an, welches jede eigentliche Abhängigkeit und jede fremde Einwirkung nothwendig von sich ausschließe, und auf diese Weise wurde die Vernunft ein objectives Wesen und zu göttlichem Rang erhoben. Ja, Schiller geht so weit, so sehr und nachdrücklich er auch die Schranke und Begränzung betont, in welche der Mensch durch seine Sinnlichkeit gebannt und eingeschlossen ist, dennoch ohne Anstand die reine Intelligenz, den „reinen Dämon" im Menschen, als etwas ewiges und göttliches anzusehen und dem Menschen wenigstens die Anlage zur Gottheit zuzusprechen. „Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß, — . . . daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf: denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in irgend einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Dasein entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch als Phänomen einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist." Andererseits tritt der Mensch ganz auf gleiche Weise wie jedes Naturwesen als Phänomen ins Dasein und so wird er wieder zum bloßen Naturprodukte herabgesetzt, ja sogar die Natur als die eigentliche Schöpferin des Menschen bezeichnet. So konnten also die mühevollsten Anstrengungen unseres Dichters, auf Grund kantischer Filosofie die wahre Beschaffenheit des Menschen kennen zu lernen, zu keinem Erfolge führen. Nie ist es ihm gelungen, in demselben ein dualistisches, aus vernünftigem Geist und sinnlichem Leib bestehendes Wesen zu erkennen. Doch ist es durchaus nicht nothwendig

in den Ideengang des Filosafen Schiller tiefer einzudringen, um obige Stelle zu deuten; denn in seiner Abhandlung „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" hat er uns selbst das gegensätzliche Verhältniß von Sinnlichkeit und Vernunft gezeichnet. „Der natürliche innere Feind der Moralität — sagt er dort — ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt und, sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie in Widerspruche zu befinden. Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Objekt durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln blaß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist, und diese Instanz ist der Geschmack". Diese Ansichten lassen sich freilich auf keine Weise als Folgerungen aus seinen anderwärts ausgesprochenen Ideen über Vernunft und Sinnlichkeit betrachten. Die Vernunft also stellt ihre Forderungen an den Menschen, bekummert sich aber gar nicht, ob selbe der Sinnlichkeit schmeicheln, die „wilde Begierlichkeit" dagegen sucht mit blinder Nothwendigkeit in den Besitz dessen zu gelangen, was ihr angenehm ist, und bekümmert sich ebensowenig um die Heiligkeit eines sittlichen Gesetzes. Und diesen Gegensatz hält Schiller für einen so durchgreifenden, daß er auf Erden nie gelöst wird, daß man also hier auf eine vollendete Darstellung des Ideales der Menschheit für immer verzichten muß. In unserer Elegie ist demnach der Schmerz gemildert, da, wo wir am Schlusse sehen werden, uns nach eine Hoffnung in Aussicht gestellt wird.*). Uns Katholiken macht es keine Schwierigkeit einzusehen, daß der Ruf einerseits der stolzen Vernunft, andererseits

*) Maaßvergleiche über das Gesagte „Schiller's metaphysische Anschauung vom Menschen" von Dr Th Weber. Sagan 1864.

der wilden Begierde nach unbedingter Freiheit entsetzliches Elend unter den Menschen anrichten muß. Vernunft und Wille haben bloß eine beschränkte Freiheit, denn die Vernunft muß sich der gegebenen göttlichen Wahrheit gegenüber ebenso im Glauben unterwerfen, wie der Wille dem göttlichen Gesetze im Gehorsam. Der Rationalismus also und die entfesselte Sinnlichkeit rufen den Ruin des Menschen herauf. Das ist unsere schreckliche Selbsttäuschung, daß wir glauben, selbst das Licht zu sein, während doch das Licht nicht in uns, sondern außer uns ist, nämlich Gott, die ewige Wahrheit. Die Vernunft unterscheidet den Menschen vom Thiere nur dadurch, daß er durch sie das Licht aufnehmen und die Wahrheit einsehen kann, aber sie selbst ist eben so wenig das Licht, als man das Auge des Menschen die Sonne nennen darf. Wenn die Sonne nicht heruntertenchtet, oder das Auge sich vor dieser lichten Himmelskönigin verschließt, dann sieht es nichts und bleibt im Finstern, oder es kann sich auch dem irdischen Lichte, einer Kerzenflamme, einer Oehllampe zuwenden, welche selbst auf Erden nur einen höchst beschränkten Kreis durchstrahlt. Ganz so ergeht es der Vernunft, wenn sie sich abwendet von der göttlichen Offenbarung und sich vor ihr verschließt, welche zu prüfen, in ihrer Göttlichkeit und Glaubwürdigkeit einzusehen und fest zu glauben sie die Aufgabe hat — sie bleibt dann blind, aber kann, den vielfach irrenden, schwankenden, zitternden Kerzenlichtern der Filosofen folgend, höchstens in sehr begrenzten irdischen Kreisen sich zurecht finden. Doch gibt uns die göttliche Offenbarung nicht die ganze, volle Wahrheit, vieles ist selbst dem tiefsten Forscher nach Geheimniß, das er niemals auf dieser Erde vollkommen lösen wird, und dies Wort Geheimniß empört den ungezähmten Stolz und Eigendünkel, und darum sträubt er sich zu glauben. Doch mit welchem Rechte? Nur das, was ungewiß, was zweifelhaft, was absurd ist, muß ich bezweifeln oder verwerfen, nun aber findet sich in keinem Geheimnisse des Christenglaubens etwas zweifelhaftes, ungewisses oder absurdes; das Geheimniß ist nur unbegreiflich, aber unbegreiflich ist uns auch Gott, den kein vernünftiges Wesen läugnen kann, und unbegreiflich ist uns auch vieles in der Natur, das wir dennoch ohne allen Zweifel glauben. Göthe's Faust will am frühen Morgen, da eben die Sonne unter Getöse aufgegangen, in ihre volle Glanzscheibe hineinblicken. . . . . „und leider schon geblendet

Kehr' ich mich weg, von Augenschmerz durchdrungen",

ruft er aus und wendet sich schnellstens um, dem Wasserfalle zu:

„So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Den Wassersturz, das Felsenriff durchdeausend,

Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend
Dann abertausend Strömen sich ergießend
Hoch in die Lüfte, Schaum an Schäume sausend.
Allem wie herrlich diesem Sturm ersprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechselbauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kuhle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Faust II. Theil

Das läßt sich auch von der Sonne der Wahrheit sagen. Wer überkühn in sie selbst hineinschauen will, wird geblendet, von Augenschmerz durchdrungen; wer aber sinnig Natur und Menschenleben betrachtet und aufmerksam hört auf die Stimme der Offenbarung, der schaut mit Freude und heiligem Entzücken ihren farbigen Abglanz. Dieselbe tief symbolische Bedeutung hatten zu auch die herrlichen Glasgemälde in den Fenstern der gothischen Dome. Die volle Wahrheit wird auf Erden keinem Menschen zu Theil, denn er kann sie noch nicht tragen. „Jetzt schauen wir räthselhaft, wie in einen Spiegel, einst von Angesicht zu Angesicht", schreibt der Völkerapostel an die Corinther, und:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß."

Faust II. Theil.

Darum hat auch der menschgewordene Gott der Wahrheit so gerne zu uns in Gleichnissen geredet und ohne Gleichnisse hat er nichts gesprochen." Wer jedoch wie der junge Baccalaureus voll tollen Uebermuthes alles Alte verschmäht und in Erforschung der tiefsten, uns immer undurchdringlich bleibenden Geheimnisse auf glücklichere Resultate zu kommen wähnt, als alle die großen Filosofen und Gelehrten der vergangenen Jahrtausende, dem gilt das Wort Mefisto's:

„Original! Fahr hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken.
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —"

Faust II. Theil.

Wenn also die Vernunft nach absoluter Freiheit ruft, keine Schranke, keine Offenbarung mehr anerkennt und nur die eigenen Spuren verfolgen will,

dann stürzt sie von Thorheit zu Thorheit und gleicht dem Blinden, der auf ganz unbekannten Wegen wandelt, häufig fällt und endlich zu Grunde geht. Von einer so vielfach betrogenen Vernunft läßt sich sodann auch der Wille nimmer leiten, oder — wenn er ihr noch folgt — es geschieht ihm wie dem Blinden, den ein anderer Blinder führt. sie fallen beide in die Grube.

In den Freiheitsruf stimmt nun auch die wilde Begierde ein, und alsobald zeigen sich die schauerlichen Erscheinungen, welche uns der Dichter mit so brennenden Farben tief erschütternd malt: keine Wahrheit im Gespräche, im Leben keine Treue und kein Glaube; selbst der Schwur ist Lüge, von geheimer Polizei, bezahlten Spionen, und Zwischenträgern wird jeder Schritt belauert, die Unschuld gehaßt, gehöhnt und vernichtet, der Gedanke willkührlich verdreht und die Liebe geschändet, allüberall Verstellung, Prahlerei, Ungerechtigkeit und Zwist; aus den Herrschern werden Tyrannen, aus den Unterthanen Empörer. Das Staatsgebäude ist im Grund erschüttert, wankt und stürzt ein. In den Worten „fell ist der geschändeten Brust der Gedanke" spielt Schiller auf die Sofisten an, welchen auch Griechenland zum Opfer gefallen, da selbst Sokrates ernstes Auftreten dagegen nichts vermochte, sondern ihm nur tödtliche Feinde heraufbeschwor. Von den Sofisten sagt Friedrich von Schlegel: „In ihren Schulen wurde nicht etwa bloß zur Uebung im Scharfsinn und in der Redekunst erlernt, entgegenstehende Meinungen, nach Willkühr die eine oder die andere zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschiedene ungerechte Sache durch Scheingründe geltend zu machen und seine Mitbürger zu täuschen. Es wurde gelehrt, daß es keine andere Tugend gebe, als die Geschicklichkeit und die Kraft, mit kühner Verachtung aller sittlichen Grundsätze, durch welche sich die Schwächern leiten und führen ließen, und die hier für Aberglauben und Thorheiten erklärt wurden, und kein anderes Recht als das Recht des Stärkeren, oder die Willkühr des Herrschers; . . . und es wurde recht eigentlich Gott geläugnet, denn der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit wurde an der Wurzel ertödtet und ausgerissen." Daß es auch noch heutzutage derartige Verdreher der Wahrheit und des Rechtes gibt, beweist unter andern die Rede unseres heiligen Vaters Pius IX., welche er vor einigen Monaten in St. Athanasius gehalten. „Sie sind in unsern Tagen selten — so lauten seine Worte — die Henker, welche mit dem Beil die Häupter abschlagen, aber es gibt andere Henker, und diese sind zahlreich. Man muß auf sie die Worte der Schrift anwenden: Ihr kreuziget euere Profeten". Eine verdorbene Presse kreuzigt in Menge tadellose Menschen; man zerfleischt in gottlosen und obscönen

Schriften diejenigen, welche die Rechte des heiligen Stuhles vertheidigen. Ich wende mich nach den vier Enden der Welt und rufe: Wer sind diejenigen, welche sich die Beschützer jener unseligen Schriftsteller nennen? — Diejenigen, welche in den Zeiten des heil. Gregor d. Gr. das Wesen der Wissenschaft darein setzten, das Gegentheil der Wahrheit zu behaupten und sogar den Sinn der Worte zu verkehren. Das sind Lehren, welche man in unsern Tagen wieder in Mode bringen will." Darum mahnte das Oberhaupt der katholischen Kirche schon vor Jahren den Worten ihre Bedeutung wieder zurückzugeben.

Die staatlichen Einrichtungen müssen zum Wohle des Volkes beitragen, wenn sie sich halten wollen, sonst ist es ganz gewiß früher oder später um sie geschehen. Diesen Gedanken hat der Franzosen-Kaiser Napoleon III. in seiner „Geschichte des Julius Cäsar" ganz schön entwickelt: „Man möchte sagen, daß in der sittlichen Ordnung, wie in der physischen ein höchstes Gesetz bestehe, das den Einrichtungen gleichwie dem Einzelwesen eine vom Schicksal bestimmte Gränze setzt; die durch das Ende ihrer Nützlichkeit bezeichnet ist. So lange dies providenzielle Ziel nicht erreicht ist, kann kein Gegensatz die Oberhand gewinnen; Verschwörungen, Aufstände, alles scheitert an der unwiderstehlichen Macht, welche das aufrecht hält, was man stürzen möchte. Aber wenn auf der andern Seite ein scheinbar unerschütterlicher Zustand der Dinge aufhört den Fortschritt der Menschheit zu befördern, kann weder die Macht der Ueberlieferungen, noch Muth, noch die Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit, auch nur einen Tag lang, den vom Schicksal bestimmten Tag verzögern. So lange die Aufgabe der (römischen) Könige nicht erfüllt war, siegten sie über alle Hindernisse. Vergebens suchten die Senatoren (nach Romulus Ermordung) die Macht unter sich zu theilen, indem jeder sie fünf Tage ausübte; vergebens erhoben sich die Leidenschaften gegen die Gewalt eines einzigen Oberhauptes, alles war nutzlos, und selbst der Mord der Könige stärkte das Königthum. Aber sobald einmal der Augenblick gekommen ist, wo sie aufhörten unentbehrlich zu sein, stürzt sie der einfachste Zufall, ein Mann überwältigt eine Frau, — der Thron stürzt zusammen." Einrichtungen und Gesetze, welche dem Volke nichts nützen, welche nur zu seinem Verderben abzielen, sind oder auch ungerecht. Und dann, was sollen auch die gerechtesten Gesetze in einem Staate, der mit dem Glauben gebrochen, der kein göttliches Gesetz mehr anerkennt? — Welcher Grund soll mich bestimmen, einen irdischen Gebieter über mich anzuerkennen, da ich ebenso Mensch und zur Freiheit geboren bin wie Jeder, wenn ich an das höhere, ewige Wesen nicht glaube, das eine solche Ueber- und Unterordnung von Anfang eingerichtet? Sobald ihr zum

Google

Bewußtsein der Freiheit gekommen, fühle ich mich jedem Sterblichen ebenbürtig gegenübergestellt, die Freiheit ist mir angeboren und kein Mensch hat das Recht, mir selbe zu beschränken; das Recht hat nur derjenige, welcher sie mir gegeben, den aber der Atheismus läugnet. Und wenn dennoch eine irdische Macht gewaltsam mich gebunden hält, so werde ich grollend mich dem Faustrecht beugen, aber auch nur nichts anderes sinnen, als bei der ersten Gelegenheit das Joch der Tyrannei zu stürzen. Es ist also leicht einzusehen, warum in glaubenslosen Zeiten die Revolutionen sich so häufig wiederholen, während im Staate, der noch am wahren Glauben festhält, der Herrscher sicher zählen darf auf die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen. Nicht so leicht begreiflich aber ist es, daß so manche Fürsten noch so wenig aus der Schule der Geschichte gelernt haben, daß sie es noch nicht einsehen, wie die Unterdrückung der christlichen Religion und die Knechtung der heil. Kirche die einzig feste Grundlage unter ihrer Macht, ihren Einrichtungen und Gesetzen hinwegnimmt. Wenn die Sprache der Kirche im Staate nur mehr der Stimme des Rufenden in der Wüste gleicht, dann wankt der Thron, Pfeiler um Pfeiler brechen dann zusammen, und die stehenden Heere, und die Argusaugen der öffentlichen Sicherheitsbeamten und alle die reichbezahlten Federn der Zeitungsschreiber vermögen nicht das fallende Gebäude festzuhalten.

So ist Schiller ein ernster Prediger, er war es durch sein ganzes Leben, und schon im Spiele der Kindheit, — wie auch das Sprichwort sagt: „oft liegt tiefer Sinn im kindischen Spiel" — hatte er die Berufung dieses Berufes, als er im schwarzen Pastorskäppchen seinen Geschwistern und Gespielen predigte. Aber nicht, wie viele seiner berühmten Zeitgenossen, verkündet er die volle Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft, nicht ruft er die Völker auf, gegen jegliche Gewalt anzustürmen und sie zu stürzen; nicht mahnt er uns das Leben zu genießen, weil es kurz ist, er ist begeistert für die edelsten Gegenstände der Menschheit und mahnt diese, alle Kraft daran zu setzen sie zu gewinnen. Dadurch eben ergreift er uns so gewaltig nicht nur in dieser Elegie, sondern fast in allen seinen Romanzen, Gedichten und Tragödien. Wenn er uns die Liebe besingt, so ist nicht die wohlfeile, unwürdige eines übermüthigen Ritterfräuleins, dem der kühne Held den „Handschuh" ins Gesicht wirft und es auffordert, es ist die Liebe in ihrer sittlichen Reinheit und Schöne, wie sie zu den herrlichsten Thaten begeistert (Taucher) und dauert bis zum Tode (Ritter Toggenburg). So besingt er auch die wahre Freundschaft, die sich allen Opfern unterzieht und selbst dem herzlosesten der Tiranen heilige Ehrfurcht einflößt (Bürgschaft), die gläubige Frömmigkeit und

angefeindete Unschuld, wie Gottes Engel darüber wachen und den grausamsinnigen Feind in seine eigenen Schlingen ziehn (der Gang nach dem Eisenhammer); das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit, welche das im Verborgenen an dem Sänger verübte Verbrechen offenbaret und die Mörder dem irdischen Richterstuhle überliefert (die Kraniche des Ibikus), die Ehrfurcht vor dem Allerhöchsten, vor dem Priester und dem Sänger, wie sie erhoben wird auf den Kaiserthron den reichsten Segen zu empfangen (Gesang von Hodsburg); den ritterlichen Heldensinn, wie er in Vereinigung mit der höchsten christlichen Selbstverleugnung nicht nur die Erde vor Drachen und Ungeheuern, sondern sich selbst und die Menschheit vor dem weit gefährlichern Drachen des Hochmuths rettet (der Kampf mit dem Drachen).

Grauenerweckend ist das Gemälde der gewaltsamen Umwälzung. In seinen Jugendjahren war Schiller selbst einer der stärksten Oppositionsgeister. Sein Dichtergeist fühlte sich gedrückt auf der Solitude und in der Karlsschule; weilte er ja dort nur gezwungen, da der kindlich fromme Sinn, den besonders die edle sanfte Mutter im Knaben weckte und nährte, ihn zur Theologie hinzog. Die Verhältnisse waren ihm ungünstig; als Flüchtling kam er nach Mannheim und mußte sich lange Zeit verborgen halten. Früh schon lernte er die Herzenskälte und den Egoismus der Menschen kennen, und da rasten wohl oft seine Finger über die Harfensaiten, daß die Klänge in ungezähmter Wuth, mit Wehmuth, Schmerz und Grimm erfüllend, noch heute durch die deutschen Gaue gellen. In den „Räubern", „Fiesco", „Kabale und Liebe" sucht er die ganze sociale Ordnung, die Monarchie, die Adelsherrschaft zu zertrümmern, und in „Don Carlos" soll der Ahne Redner Marqui Posa das neue Staatsgebäude bauen, allein es wird zum zauberhaften Luftschloß ohne sichern Grund und Boden. In Schiller war, als er diese Werke schrieb, weder der Dichter noch der Mensch gereift; sie zeigen wohl von brennender Fantasie, von hohem Genius, von großer, ungezogener Dichterkraft, aber der Sänger war noch zu wenig durchgebildet in der Schule der Erfahrung und der Kunst und lieh als Stürmer und Dränger dem augenblicklichen Wahne seiner Zeit eine zu ungezähmte Stimme. Dieselben unreifen Ansichten, derselbe Haß des positiven Christenthums, des Katholizismus, beseelen noch den Dichter in den Prosawerken der folgenden Periode, im „Geisterseher", „dem dreißigjährigen Krieg" und dem „Abfall von den Niederlanden". Aber als er beim Ausbruche der französischen Revolution, besonders als das geheiligte Haupt des Königs vom Schaffotte rollte, die blutigen Früchte der Gottlosigkeit und der wilden Auflehnung und Empörung in ihrer häßlichen Gestalt vor Augen

sah, da faßte ihn plötzlich kalter Schauder vor solchen Umwälzungen, er lernte den gemeinen Pöbel, den er einst vergöttert hatte gründlich hassen und begann auch zur katholischen Kirche immer stärker hinzuneigen, da zerrannen all die Ideale, die einst sein trunkenes Herz geschwellt, und nicht mehr suchte er die Majestät der Menschennatur beim rohen Haufen, da diese doch von jeher nur bei wenigen gewohnt, die Mehrheit bezeichnet er nun als Unsinn, da nur der wenigen Verstand sei; weßhalb die Stimmen nicht gezählt, dafür aber gewogen werden sollten. Wer kennt nicht die unsterblichen Verse in seiner Glocke, worin er die heilige Ordnung, die segenreiche Himmelstochter besingt und über die Stadt den Segenswunsch des Friedens und der Eintracht ausruft? Wie Max Piccolomini voll glühender Jugendbegeisterung für den erst in den jüngsten Tagen geschauten Frieden schwärmt:

„O schöner Tag! wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mor'n, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen,
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen; —
Hell klingt von allen Thurmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tages,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlass'ne, ein, mit dreiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wenn dann auch sich eine Thüre,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen. —"

wie Stauffacher vor dem Krieg zurückbebt:

„Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal. —
. . . . . .
O Weh! ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg; die Heerde schlägt er und den Hirten" ff.

so bittet er auch in „der Glocke", daß nie die wilden Kriegeshorden dies stille Thal durchtoben mögen. Doch, wenn es nothwendig ist die alten Formen umzustürzen und neue festzugründen, dann darf das nur der Meister thun

„Mit weiser Hand zur rechten Zeit."

Denn das ist kein Geschäft des göthe'schen „Zauberlehrlings", der, nur mit halber Wissenschaft, das ganze Haus unter Wasser setzt; es ist kein Geschäft der rohen Massen, die walten sinnlos, und es kann sich kein Gebild gestalten

„Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühend Erz sich selbst befreut!"

und wieder:

„Wenn sich die Völker selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen."

und er ruft ein Weh aus über das Volk, das zur Eigenhülfe schrecklich greift und über die Wühler und Aufklärer.

„ . . . die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelssockel leihn,
Sie frohlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein."

Ja, Schiller wurde stets mehr Feind der grausen Revolutionen, er wurde stets conservativer gestimmt und anerkannte wie verwegen es sei, die Macht der Throne erschüttern zu wollen. Wallenstein, vor er sich auch zum schwarzen Verrath an dem Kaiser entschließen kann, schaudert selbst vor seinem Plane zurück

„Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen;
. . . . . .
Und was ist denn Beginnen? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicherthronende erschüttern,
Die in verjährt gerechtigtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommem Kinderglauben

Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.

. . . . . .

Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau für Alter ist, das ist ihm göttlich,
Sei im Besitze und du wahnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Wallenstein's Tod I. Aufzug 4. Auftritt

Vergebens wird man gegen die angeführten Stellen, welchen ich noch unzählige ähnlichen Inhaltes folgen lassen könnte, „Wilhelm Tell" nennen, das Gegentheil zu beweisen, daß nämlich der Dichter selbst noch in seinem Schwanengesange die Auflehnung gegen die Fürsten verherrliche. Wem das heiligste Gut zu Hause nicht mehr sicher ist; wem jedes Recht zertreten wird; wer aufgefordert wird selbst mitzuarbeiten an dem Vernichtungswerke der eigenen Freiheit; wem man zumuthet, daß man mit seinem Gewissen, seiner Ehre, seinem Charakter auf die schimpflichste Weise spielen dürfe, wem der Stern des Auges nimmer sicher ist in seiner Höhle vor der dämonischen Wuth und Ausgelassenheit der Tirannen: den treibt die Verzweiflung auf den Kampfplatz, und

„. . . Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verzweiflungsangst"

sagt Melchthal in seinem Riesenschmerz. Die edlen Schweizer sind allein auf Selbsthülfe hingewiesen, denn sie haben auf Erden keinen Helfer.

„Wäre ein Obmann zwischen uns und Oestreich,
So möchte Recht entscheiden und Gesetz.
Doch, der uns unterdrückt, ist unser Kaiser
Und höchster Richter — so muß Gott uns helfen
Durch unsern Arm —"

und da die Wackern siegten, ward der reine Sieg mit Blut nicht geschändet. Wann aber Tell den Geßler mordet, so entwickelt er uns auch in seinem Monologe die Gründe zu seiner That: die armen Kindlein, das treue Weib muß er vor der Wuth des Landvogtes schützen; als er den Bogensstrang anzog, als ihm die Hand erzitterte, als ihn Geßler zwang aufs Haupt des Kindes anzulegen, als er gefangen aufs Schiff gebracht wurde, um lebenslänglich eingekerkert zu werden: — damals gelobte er in seinem Innern mit furchtbarem Eidschwur das Herz des Vogtes soll das erste Ziel des nächsten

Schusses sein! Und wer der Greuelthaten Geßlers denkt und des grausamen Kampfes im Vaterherzen; — der sieht mit Freude den Tirannen fallen und findet wahrlich die Parallele mit der Schandthat Parricidas überflüssig, ja sogar den ganzen Eindruck störend, da dieser Vergleich im schön getäuschten Leser plötzlich den kaltzergliedernden Moralisten weckt.

Auch im Spaziergange ist Schiller weit entfernt die Revolution zu preisen; er sagt nur, daß sie ganz nothwendig eintreten muß, wenn solche Zustände herrschen, wenn Vernunft und Begierde nach schrankenloser Freiheit rufen; — aber mit Entsetzen wendet er sich ab und flüchtet sich wieder in die Mutterarme der Natur zurück. —

V. Wie der Natur. Schluß

1. Der Dichter hat die Stadt durchwandert und im ununterbrochenen Fortschreiten über die Tag- und Nachtseiten der menschlichen Cultur nachgedacht. Eben stellten sich die verschiedenen Greuel-Scenen der Revolutionen, welche so häufig innerhalb der städtischen Mauern plötzlich und fürchterlich aufbrennen und alles Edle, Schöne und Heilige niederreißen, lebendig vor seine Seele, und es wird ihm dabei unheimlich und schrecklich enge in der Stadt. Gerade steht er vor ihren Mauern, inbrünstig fleht er sie an, sie möchten sich öffnen und den Gefangenen freigeben. Frühlockend über seine Rettung kehrt er wieder zurück zu den Fluren, die er früher verlassen hatte, das städtische Treiben zu betrachten. Doch umgibt ihn jetzt eine andere Gegend; er befindet sich in einem düsteren Thale, darin sich der Weg hinter den vorragenden Felsen und Hügeln verbirgt, jäh und ganz nahe fallen die nackten, vielfach zerrissenen und zerklüfteten Bergwände ab, den Wanderer einschließend, daß er den Thalweg verloren wähnt, denn es entzieht sich ihm jegliche Spur, wo es möglich wäre, weiter vorwärts oder zurückzukommen. Hier sind keine künstlich angelegte Gärten zu schauen, keine Alleen, keine grüne duftige Hecken, jede Spur von Menschenhand ist erloschen, nur Berge thürmen sich hoch zum Himmel empor, nur kalte, öde Steinmassen schauern ihn an, aus welchen sich der Mensch seine Häuser, Pallästе und Kirchen baut und seine Wagen und Brücken, aus welchen er die prachtvollen Monumente und Standbilder meißelt, doch vom Künstler ist keine Spur vorhanden, der den rohen Basalt formte. Der Gießbach hat sich in die Felswand hinein sein

tiefes Rinnsal gegraben und stürzt mit Brausen herunter, dann Hochgewitter geschwellt rast er mit grimmigem Tosen und wühlt sich seine Bahn unter den Wurzeln des sich entgegenstemmenden Baumes. Wild ist es und öde, kalte Schauer ergreifen die Seele, nur ein ganz kleines Stück feuchten Himmels schaut in die Thalenge herunter, und einsam schwebt hoch oben in der Luft der Adler, die Welt mit dem Gewölke zu verknüpfen. Der Weg führt immer steiler empor, immer weitre hinweg von Menschenlust und Menschenkummer, kein Ton, weder des Jubels noch der Klage, der an das städtische Leben erinnere, wird hier vernommen. Nun fühlt sich erst unser Wanderer wieder vollkommen frei, er fühlt sich wirklich allein, in den Armen, an dem Herzen der Natur. Hier ist weit und breit kein böser Mensch mit feindlichen Anschlägen, heuchlerischer Miene und falschen Worten, hier ist weit und breit kein Haus, wo schwarze Verbrechen geschehen, Zwist und Haß entbrennen oder die gedrückte Unschuld jammert, hier ist weit und breit kein stolzer Palast, in welchem der despotische Tirann hauset und auf Bedrückung edler Bürger sinnt; er ist allein, ist wiederum der Natur zurückgegeben. Alles, was er geschaut, war nur ein Traum, war nur das düstere Gemälde lebendiger Fantasie, das allsogleich entschwand beim ersten Anblicke der wiedergefundenen Natur, die engen Thäler mit seinen steilen, himmelhohen Wänden, und wieder aufgerichtet und getröstet dringt er die Natur voll edler Begeisterung. Dem Altar — ruft er aus — ist nicht entweiht er ist noch rein, und darum will ich mein Leben und den frahlichen Muth hoffender Jugend rein von dir zurucknehmen. Längst hat die Menschheit ihre höhere Weihe verloren, ihren wahren, allemigen Zweck, durch den Glauben und die Erfüllung des göttlichen Gesetzes sich zur bestimmten Vollkommenheit zu erschwingen, aus den Augen lassend, haschet der freie Wille noch den dunten Gütern, die rasch nach einander wechseln, weil ihrer keines von Dauer ist, und ändert nach Willkühr die Gesetze; es reißt sie stürmisch fort zu immer neuen und dennoch immer in gleicher Gestalt sich wiederholenden Thaten, bald eitlen Ruhmes, bald schrecklicher Zerstörung — du aber, o Natur, bleibst immer fromm. Stehend unter dem Gesetze der Nothwendigkeit, konnst du niemals über deine Schranken hinaustreten, und so ehrest du immerdar züchtig das unveränderlich alte Gesetz. Darum erfreut dich ewige Jugend und unveränderliche Schöne. Deiner freut sich schon der Knabe, dessen goldnen Morgen nach die zarte Sorgfalt der Mutter liebevoll bewacht, der arglos spielt und scheezt, deiner freut sich der Jüngling, der den wilden Reigen der Gelüste flieht und hinauseilt, dir allein das zarte Geheimniß seines Herzens zu vertrauen, deiner freut sich

ebenso der Mann, der aus den schweren Kämpfen, dem lauten Gewühle und Getöse der blinden Leidenschaften sich zu dir voll Hoffnung rettet. Ein gleich warmes Herz hast du für jede der so mannigfaltig gefärbten Lebensphasen; unter demselben blauen Himmelsbogen, über demselben grünen Wiesenteppich wandeln die Jahrtausende dahin, und dieselbe Sonne, unter deren Strahlen Homer sein Heldengedicht gesungen, — lächelt uns auch freundlich zu —

2. Diese letzte Scene auf unserem Spaziergange entspricht ganz genau den Schreckensbildern der blutigen Revolution, mit denen der Dichter gerade vorhin unsere Herzen erschüttert hatte. Weit lieber jedoch wahnen wir unter den starren Felsenhöhen mit ihren Klüften, Hählen und Abgründen, weit lieber am schäumend herunterstürzenden Wilddach, der im dumpfen Wogendonner dahinbraust — als unter Menschen, welche in den schwarzen Abgrund der Unwahrheit und Unsittlichkeit hinuntergesunken. — Denn die Natur ehrt selbst in ihren wildesten Erscheinungen noch „züchtig und fromm" das alte Gesetz. Das ist der Gegensatz zwischen Menschheit und Natur, daß der Mensch Freiheit besitzt in den Willen seines Schöpfers thatsächlich einzustimmen oder nicht, während die Natur in stummer Nothwendigkeit das alte, von Gott ihr eingeschaffene Gesetz befolgen muß. Der Mensch kann sich freilich, wenn er seine ewige Bestimmung mit allen Kräften zu erreichen anstrebt, zum wahrhaft gottähnlichen Wesen läutern und klären, und dann steht er unendlich höher als die Natur; aber wenn er der göttlichen Wahrheit trotzt und der stets ungesättigten Begierde fröhnt, dann gibt es in der gesammten Natur kein so wüstes Bild, das seiner geistigen und sittlichen Verkommenheit ähnlich sähe.

„Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Darum verläßt uns nun der Wanderer mit einem begeisterten Lobgesang auf die Natur, und darum könnte man diesen letzten Theil im Spaziergange die Ode nennen. In dieser Schlußbetrachtung ist auch die Lehre, die Mahnung enthalten, welche der Dichter nicht nur der deutschen Jugend und dem deutschen Volke, sondern der gesammten Menschheit an's Herz legt:

„Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehr'st du, gemme Natur, züchtig das alte Gesetz! —"

Die Menschheit hat gealtert, die neue Blüthen treibende Lebenskraft verloren, sie ist zum häßlichen Zerrbilde ihrer ursprünglichen Schönheit geworden. Und warum das alles? — weil sie gott- und zuchtlos das alte Gesetz nicht

ehren will. Was also muß geschehen, wenn der Mensch sich neu verjüngen, neu verschönen soll? — er muß zurückkehren zur Natur und von ihr lernen, das von Gott ihm vorgezeichnete Gesetz ebenso mit Freiheit zu befolgen und zu ehren, wie sie das ihre mit Nothwendigkeit vollzieht. So soll er sein Leben reiner von ihrem Altare zurücknehmen, nämlich fest entschlossen, die Schranken der Vernunft und der wilden Begierde heilig zu halten und niemals frech zu überschreiten; dann wird neu die Hoffnung grünen in seinem Herzen, Freude und Muth werden in selbes wieder einziehen.

So hat sich Schiller auch im Spaziergange als den Weltdichter bewährt, und Brandstäter*) hat vollkommen recht, wenn er sagt: „Schiller als Weltdichter wirft seinen Glanz über die civilisirten Länder beider Hemisphären, zumeist da, wo das weitverbreitete deutsche National-Element seine Mission zu erfüllen hat. Dieser höchste Kranz, den nach Schiller's Meinung der Dichter erstreben muß, ist ihm selbst in vollster Herrlichkeit zu Theil geworden, das beweisen nicht bloß die Schiller-Feste des Jahres 1859 in mindestens 344 Orten der Welt (denen sich freilich auch unreine, ja ganz anti-schiller'sche Elemente beimischten**)), sondern auch die ungemeine Verbreitung seiner Schriften im Original und die sehr zahlreichen Uebersetzungen in allerlei Sprachen..... Sogar seine Vaterlandsliebe war kosmopolitisch: er predigte sie in Form einer allgemeinen Vorschrift, und die Hauptstelle „Ans Vaterland ꝛc." ist so allgemein gehalten, daß sich darauf auch der Pole, Czeche u. s. w. dem Deutschthum gegenüber berufen können."

---

*) Ueber Schiller's Lyrik vom Professor Brandstäter. Programm. Danzig 1863.

**) Wie sehr die Feste bedeutender Männer der Vorzeit von fanatischen oder schwärmerischen Leuten mißbraucht werden, kann man aus einer „ganz besondern Huldigung" ersehen, welche dem Raubkönige Victor Emmanuel bei Gelegenheit des Dantefestes am 13 Mai 1865 vorbereitet wurde. „Man hatte in Pescia einen prächtigen Degen anfertigen lassen, um ihn dem Könige bei dieser Eröffnungsfeierlichkeit im Namen Dante's zu überreichen, insofern Victor Emmanuel als der von Dante prophezeite Gran Veltro betrachtet wird. Auf der einen Seite der Klinge stehen die Worte: „Dante al primo Re d' Italia" und auf der andern die Terzine aus Gesang IV des Purgatoriums:

„Vieni a veder la tua Roma che piagne,
Vedova, sola, e di e notte chiama
Cesare mio, perchè non ni accompagne?"

womit Victor Emmanuel als Cäsar zur Besitznahme von der Tag und Nacht allein weinenden verwittweten Roma eingeladen wird." (Allg. Zeitung.)

Größere Schmach konnte man dem größten Dichter wohl kaum anthun, als ihn so mißzuverstehen.

Aus dieser Ode an die Natur sehen wir, daß Schiller, der im Gegensatze zum objectiven Göthe subjective Dichter, wie er noch immer häufig bezeichnet wird, keineswegs allein im Reiche der Ideale seine Welt hatte, und nur mit geschlossenen Augen an Natur und Wirklichkeit vorüberging. Er war im Gegentheile sehr begeistert für die Natur. „Bewundernswerth — schreibt er — ist mir doch immer wieder die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur"*), und der Sonne schreibt er einen ganz besonders nordthelhaften Einfluß auf seine Poesie zu: „Wie sind wir doch mit all unserer gepriesenen Selbständigkeit an die Kräfte der Natur gebunden! Worüber ich schon 5 Wochen gebrütet, das hat ein milder Sonnenblick binnen 3 Tagen in mir erlöset" **) Aber Schillers Auffassung der Natur war leider eine dem Geiste des Christenthums ganz und gar widersprechende. „Die erste Veranlassung, — sagt Dr. Th. Weber ***) — durch welche der Dichter zur verfehlten Auffassung der Natur im Großen und Ganzen geführt wurde, haben wir in der Anschauung zu suchen, welche sich vorher in dem Geiste desselben über den Menschen und sein Verhältniß zur Natur festgesetzt hatte. Denn hatte er einmal des Menschen Doppelnatur von Geist und Leib aus den Augen verloren und denselben als ein blaßes Naturprodukt bestimmt, welches als Individuum zwar beschränkt und endlich, seinem Wesen oder seiner Substanz nach aber als unbeschränkt und ewig (unendlich) angesehen wurde, so mußte ihn, als einen consequenten Denker dieser Gegensatz auch nothwendig zur Ausgleichung und Vermittelung desselben auffordern. Und welche andere Auskunft hätte sich ihm hier nun darbieten können, als daß er die allgemeine Natur selber verabsolutirte und an dem Range eines unendlichen, göttlichen Wesens participiren ließ". Und daß er die Natur wirklich vergötterte, dezeugen die Worte, die er in den philosophischen Briefen dem Theosophen Julius in den Mund legt: „Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. — Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott"

Mit unserem Gedichte jedoch hat diese Anschauung nichts zu schaffen, ja, die Schlußworte der Elegie geben erst dann einen wahren und tiefen Sinn, wenn wir vom Philosophen Schiller absehen und seine speculativen Grübeleien gänzlich unberücksichtigt lassen. Die Mahnung an die Menschheit, was die unfreie Natur nothwendig muß, freiwillig zu thun, nemlich das göttliche Gesetz zu vollziehen, welches vom Menschen for-

*) Selbstbekenntnisse von 1789, Diezmann S. 414.

**) Desgl. v. 27 Febr. 1795, Diezmann S. 415.

***) Schillers metaphysische Anschauung vom Menschen. Programm, Sagan 1864, S. 24.

Digitized by Google

bert, daß er seine Vernunft und seine wilde Begierde dem Ewigen beuge, diese Mahnung ist gewiß ganz schön und wahr; und in dieser Beziehung soll auch Jeder lernen von der Natur, denn sie ist uns von dem Schöpfer als ein lehrreiches Bilderbuch gegeben

Zum Schlusse seien mir noch ein Paar Worte an die studierende Jugend erlaubt, welcher diese wenigen Zeilen ja ganz vorzüglich geweiht sind Der Dichter hat uns aufgefordert von der Natur zu lernen, bei ihr in die Schule zu gehen Wird aber auch das allein zur Verbesserung der Menschheit, an welcher Jeder nach Kräften zu wirken berufen ist, hinreichen? — wird die Natur wohl mehr zu leisten im Stande sein, als das alte Gesetz vor dem neuen Bunde, welches die Sünde des Menschen blos aufdeckte, ohne selbe zu tilgen, ohne Kraft zu geben zu besserem Wandel? — werden wir, wenn der Anblick der stumm gehorchenden Natur uns mächtig ergreift und daran erinnert, daß auch wir gehorchen sollen, allsogleich auch schon gerüstet sein, jegliche Dissonanz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit zu heben, der Vernunft allem zu folgen, und die Begierde zu verbannen? aber werden wir vielmehr bloß in elegisch wehmüthige Stimmung versetzt werden bei Betrachtung der in Gehorsam ganz schönen Natur und des unmöglichen Gehorsams der schwachen Menschen? Der große Dichter seufzt verzweifelte daran, wie wir bereits gehört, diesen Streit zwischen Vernunft und Sinnlichkeit dereinst friedlich beigelegt zu sehen, da er, weil angeboren, auch unauflösbar sei. Doch es gibt ja eine Anstalt auf Erden, die der Sohn des Höchsten selbst gegründet, welche alle streitenden Mächte versöhnt und eine süße Friedensbotschaft, ein sanftes „Friede sei mit dir!" in das Herz des Einzelnen, wie in die gesammte Menschheit hineinruft, und diese Anstalt ist: — die katholische Kirche Hätte sich Schiller in diese geflüchtet, er, der sie nur ästhetisch werthschätzte, der, trotz Dammers kühnsten Bestrebungen unsern Dichter als vollkommenen Convertiten darzustellen, der heiligen Kirche vollsten Glanz doch nur hin und wieder in den „geflügelten Stunden" ahnte — gewiß, es wäre ihm der Friede geworden, nach welchem sein Herz sich rastlos gesehnt, und welchen so mancher Harfenschläger der romantischen Schule wirklich gefunden. Nur ein treues Festhalten an Glauben und Gesetz, nur die herzinnige Liebe zur heiligen katholischen Kirche vermag den Einzelnen, die Familie, den Staat und die Gesellschaft zu verjüngen und zu erneuern. Die katholische, sie ist die den Protestanten verlorengegangene Kirche, deren dumpfes Läuten wohl von jedem Redlichen oft vernommen, aber kaum mehr von der Sage recht gedeutet wird; einst waren die Pfade Deutschlands voll von Wanderern, die in selbe wallten; und soll

der verlorne Weg wieder gefunden werden, so heißt es sich entfernen von den vielbetretenen Wegen der Filosofen und Sofisten und in heiliger Einsamkeit, wo alles schweigt, des Gebotes Acht zu nehmen, das dann immer näher, voller klingt und den gehorsam Folgenden so hoch emporzieht, daß ihm die Höhe selbst zum Räthsel wird. Dann wird er aufwachen aus seinem hundertjährigen Traume, und öffnen wird sich ihm, hoch über den Nebeln, im vollen Sonnenglanze, der echten Freiheit schöne Stätte. Schiller hat den Klang der verlornen Kirche wohl ebenso deutlich vernommen wie Uhland, ist oder Euer von beiden zum Katholizismus selbst zurückgekommen? Wehmuthig gelte uns Uhland's Wort als Antwort:

„Man höret oft im fernen Wald
Von oberher ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten
Von der verlornen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden;
Einst war der Pfad von Wandrern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden".

Und dennoch kündet uns nur die wahre, d. h. die katholische Kirche das Evangelium, die gute Nachricht, und sie allein ist jene heilige Anstalt, welche züchtig und fromm das alte Gesetz ehrte und ehrt, dir sich im Laufe der Zeiten nie geändert, welche niemals geeitert, das Kind, der Knabe, der Jüngling und der Greis, der Bettler und der Reiche, der Idiot und der tiefdenkende Filosof, der Künstler und der Taglöhner, alle Alter, Stande und Geschlechte finden in ihr den süßesten Frieden und die herrlichste Befriedigung, und die ewige Sonne der Wahrheit, welche schon den Patriarchen und Propheten vorgeleuchtet, und die uns in Jesus Christus vollkommen aufgegangen, lächelt auch uns und wird Jedem „der guten Willens ist" strahlen in alle Ewigkeit.

Schulnachrichten.

I. Lehrpersonale.

(Aus dem Franziskaner-Orden.)

1. Flavian Orgler, Direktor, lehrte Geschichte und Geographie im 3. und 8. Kurse

2. Vital Franzelin, exkurrirter Gymnasial-Direktor, Mitglied des Gabelsberger Stenographen Vereines in München und Mandatar des kral. Stenographen-Vereines für Bayern, lehrte deutsche Sprache im 3., 4. und 5. Kurse.

3. Markus Bergeiner, Prosynodal-Examinator für die Diözese Trient, lehrte griechische Sprache im 7. und 8., italienische im 4., 5. und 6. Kurse und arabische und hebräische Sprache als Freigegenstand

4. Johann Paul Ehrenberger lehrte die Religion im Obergymnasium, Geschichte und Geographie im 7. Kurse und hielt abwechselnd die Exhorten an Sonn- und Festtagen.

5. Innocenz Widmann, Definitor der Ordensprovinz, lehrte griechische Sprache im 3. und 4., lateinische Sprache im 6. und Mathematik im 4. Kurse.

6. Bernardin Schieferer lehrte lateinische Sprache im 4. und 5., Geschichte und Geographie im 4. Kurse

7. Peter Damian Pahler lehrte die Religion im 1., lateinische Sprache und Mathematik im 3. Kurse

8. Pazifikus Witting lehrte lateinische und deutsche Sprache im 2., Geographie im 1. Kurse.

9. Vincenz Maria Grebler, Ehrenmitglied des Ferdinandeum zu Innsbruck, Mitglied der naturhistorischen Vereine zu Wien, Hermannstadt, Bamberg, Regensburg und Berlin, lehrte Naturgeschichte im 1., 2., 3., 5. und 6. und deutsche Sprache im 6. Kurse

Digitized by Google

10. Cyrill Conzin lehrte Physik im 3, 4 und 8., Mathematik im 2 Kurse

11. Germon Rizzi lehrte lateinische Sprache und philosophische Propädeutik im 7 und 8 Kurse

12 Angelikus Wahlgemuth lehrte Mathematik im 5, 6, 7 und 8., Physik im 7. Kurse und Geodäsie als Freigegenstand

13 Sigismund Koch, emeritirter Missionär von Nordamerika, lehrte griechische Sprache im 5 und 6, Geschichte und Geographie im 2, 5 und 6 Kurse und englische Sprache als Freigegenstand

14 Stephan Soller lehrte deutsche und lateinische Sprache und Mathematik im 1 Kurse

15 Patriz Anzoletti lehrte Religion im 2, 3 und 4, deutsche und italienische Sprache im 7 und 8 Kurse und hielt abwechselnd die Exhorten an Sonn- und Festtagen

Die Lehrer sub Nr 1, 3, 4, 11, 12 und 15 tradirten ihre Fächer auch beim Hausstudium

---

II. Lectionsplan.

I Kurs.

Klassenvorstand. Stephan Sailer.

Religionslehre, wach 2 St Katechismus Deutsche Sprache, wach 4 St Formenlehre, mündliche und schriftliche Uebungen Sprachlehre von Schinnagl Lesebuch von Bane, I. Th Latein Sprache, wach. 8 St Formenlehre der gewöhnlichen Flexionen; mündl und schriftl Uebungen Grammatik und Lesebuch von Schinnagl Geographie, wach 3 St Topische Geographie nach Bellinger Mathematik, wach 3 St Rechnen: die 4 Spezies in genannten und ungenannten Zahlen, gemeine und Dezimal bruche; aus der geometrischen Anschauungslehre Linien, Winkel, Parallel Linien, Congruenz der Dreiecke nach Mocnik Naturgeschichte, wach 2 St Zoologie I. Sem Säugethiere, II. Sem Weichthiere, Gliederthiere nach Furnrohr

II. Kurs.

Klassenvorstand Pazifikus Witting

Religionslehre, wach 2 St Ceremonien der katholischen Kirche Deutsche Sprache, wach 4 St Vollendung der Formenlehre, Satzlehre nach Schinnagl Schriftl. Uebungen, Lesebuch von Bane II Th Latein

Digitized by Google

Sprache, woch 8 St. Die unregelmäßigen Flexionen; schriftl und mündl. Uebungen Grammatik und Lesebuch von Schinnagl Geschichte und Geographie, woch 3 St Alte Geschichte nebst der einschlägigen Geographie nach Pütz; Handatlas und Wandkarten von Kiepert Mathematik, woch 2 St Rechnen und 1 St geometr Anschauungslehre Rechnen Proportionen, Regeldetri, Maßkunde u s w. Geometr Anschauungslehre Größenbestimmung und Berechnung der drei- und mehrseitigen Figuren, Verwandlung und Theilung derselben, nach Moçnik Naturgeschichte, woch 2 St. I Sem Vögel, Amphibien, Fische nach Fürnrohr. II Sem. Botanik nach Perjeka

III. Kurs

Klassenvorstand: Peter Dam Pahler

Religionslehre, woch 2 St Bibl. Geschichte des A. B nach Meßmer Deutsche Sprache, woch 3 St Mündl und schriftl. Uebungen; Satzlehre; Lesebuch von Mozart III Th Latein Sprache, woch. 6 St Kasuslehre nach Schinnagl, schriftl Uebungen, Präparation; Leseb. von Hoffmann Griechische Sprache, woch 5 St Regelmäßige Formenlehre mit Ausschluß der Verba in μι; Uebersetzungen aus dem Griech und in dasselbe. Grammat von Curtius Lesebuch von Schenkel; im II Sem Pensa Geschichte und Geographie, woch 3 St Die mittlere und neuere Geschichte bis zum 18 Jahrh mit Hervorhebung der Hauptereignisse aus der Geschichte des österr Staates nebst der einschlägigen Geographie nach Pütz. Wandkarten von Bretschneider Mathematik, woch 3 St Rechnen: die 4 Spezies algebraisch, Klammern, Potenziren, Quadrat und Kubikwurzeln, Permutation, Kombinationen, geometr Anschauungslehre: der Kreis, Konstruktionen in ihm und um ihn, Inhalt und Umfangsberechnung nach Moçnik Naturgeschichte im I Sem woch 2 St Mineralogie nach Fürnrohr. Physik im II Sem woch 2 St Allgemeine Eigenschaften, Aggregations-Zustände, Grundstoffe, Wärmelehre nach Piska

IV. Kurs.

Klassenvorstand: Bernardin Schieferer.

Religionslehre, woch 2 St. Bibl Geschichte des N B nach Meßmer Deutsche Sprache, woch 3 St. Anfang der Verslehre, Lesebuch von Mozart IV. Th Latein Sprache, woch 6 St Lehre vom Gebrauche der tempora und modi nebst Prosodik, nach Schinnagl Lektüre: das 1., 5., 6 und 7. Buch von Cäsar's gall Kriege und einige ausgewählte Stücke aus Ovid nach Geysor; Präparation; schriftl Uebungen Griechische Sprache, woch 4 St Verba in μι und die unregelmäßigen Flexionen nebst Uebersetzungen aus dem Griech und in dasselbe Präparat; Pensa, Grammatik v. Curtius; Lesebuch von Schenkel. Geschichte und Geographie, woch. 3 St. Schluß

der neuen Geschichte nach Putz Wiederholung des geographischen Unterrichts und populäre Vaterlandskunde nach Klun Wandkarten von Bretschneider, Scheda und Becker. Mathematik, wochentl. 3 St Rechnen. Zusammengesetzte Verhältnisse und Proportionen, Kettensatz, Termin und Zinsrechnung, einfache und zusammengesetzte Gesellschaftsrechnung, Allegationsrechnung, Gleichungen des I. Grades mit einer unbekannten Größe, nach Mocnik u. Heis. Stereometer Anschauungslehre Lage von Linien und Ebenen gegeneinander, körperliche Winkel, Hauptarten der Körper, Netzzeichnungen, Gestalt- und Größenbestimmung. Physik, woch. 3 St Gleichgewicht und Bewegung, Akustik, Optik, Magnetismus, Elektrizität, Hauptpunkte der Asteanomie und physischen Geographie, nach Pisla. Italien. Sprache, wach. 2 St. Formenlehre und praktische Uebungen. Gramm von Mussafia.

V. Kurs.

Klassenvorstand: Sigismund Koch.

Religionslehre, wach. 2 St. Einleitung. Die vorchristl. Offenbarung; die Kirche Jesu, nach Martin. Deutsche Sprache, wach. 2 St. Allgemeine Charakteristik der Dichtungsarten. Lektüre aus dem Lesebuch v. Mozart; schriftl. Aufsätze. Latein. Sprache, woch. 6 St. Lektüre. Aus Livius. lib. XXII. Aus Ovid. e lib Trist. l. IV. eleg 10 l. V. eleg. 2 3 8. Epist ex Ponto lib. I el 2. 8. l. II el. 1. l. IV. el. 4 Epist Heroid XIII. E lib. Fast. lib. IV v. 247 — 348. v 809 — 862 l V. v. 419 — 492. l. VI. v. 345 — 394. I VI v. 419 — 454. E lib Metamorph. l. II. v 1 — 366 l III v 511 — 733 l. VIII v. 611 — 724 Griech. Sprache, woch. 5 St Grammat von Curtius. Lektüre. Anabasis B v. S. 139 — 156 nach Schenkels Chrestomathie. Aus der Ilias I II. und III nach Hachegger Pensa. Geschichte und Geographie, woch. 3 St. Alte Geschichte bis zu den Römern nebst der einschlägigen Geographie nach Putz. Wandkarten von Sydow und Kiepert. Mathematik, woch 4 St. Algebra bis zur Potenzlehre, Geometrie Planmetrie nach Mocnik und Heis. Naturgeschichte, wach. 2 St. I. Sem. Systemat Mineralogie, Geognosie mit Zugrundlegung der Geologie, II Sem Botanik mit Pflanzengeographie Nach Kner, Fürmohr und Seubert. Italienische Sprache, wach. 2 St Grammat und Lesestücken nach Mussafia; schriftliche Arbeiten.

VI. Kurs.

Klassenvorstand: Vinzenz Gredler.

Religionslehre, woch 2 St Die kath Glaubenslehre nach Martin. Deutsche Sprache, woch 3 St Lektüre aus dem Lesebuche von Mozart Hauptmomente der neuern Literaturgeschichte, schriftl. Aufsätze. Latein Spr. 6 St. Aus Sallust. Jugurthin. Krieg, aus Virgil: das I. und VI. B

der Aeneis ex Bucol ecloga I.; nach Hoffmann. Aus Cicero die III. Catilinarische Rede Griech. Sprache, woch 5 St Gromm von Curtius Lektüre aus der Ilias XVIII. XXII. XXIII. nach Hochegger; VIII. B. Herodot Odyssee kursarisch Präparation, Pensa Gesch und Geographie, wach 3 St. Römische Geschichte, mittlere Geschichte bis zu den Hohenstaufen nebst der einschlagigen Geogr. nach Pütz, Wandkarten von Kiepert und Bretschneider. Mathematik, woch. 3 St Algebra Potenzen und Wurzelgrößen, Logarithmen, Gleichungen; Gleichungen des I. Grades mit 2 und 3 unbekannten Größen. Geometrie: Ebene Trigonometrie, Stereometrie, nach Moenik und Heis. Naturgeschichte, woch 2 St Zoologie in Verbindung mit Paläontologie nach Furumahr und Knee. Verbreitung der Thiere nach eigenen Vortragen 3 tol. Sprache, wach 2 St. Syntax und Lesestücken nach Fornofori; schriftl. und mündl. Uebungen.

VII. Kurs.

Klassenvorstand: Angelikus Wohlgemuth.

Religianslehre, woch 2 St Die kath Sittenlehre nach Mortin. Deutsche Sprache, woch 3 St. Mittelhochdeutsche Grammatik von Engelmann; Literaturgeschichte nach Putz, Weber und W. Menzel; neuhochdeutsche Lektüre: Schiller's „Don Carlos“ und „Wallenstein“; von Redwitz: „Der Doge von Venedig“, „der Zunftmeister“ (mit vertheilten Rollen gelesen und erklärt), mittelhochdeutsche Lektüre aus Engelmann und einschlägigen Programmen; schriftliche Uebungen zu Hause und in der Schule; freie Redeübungen. Latein. Sprache, woch 5 Stunden, Lektüre Cicero's Reden pro M. Tullio; pro M. Trontejo; pro Coecina, de imperio Cn. Pompeji (pro lege Manilia); aus Virgil das X., XI. und XII. B der Aeneis nach Haffmann. Präparat Pensa Griech Sprache, woch 4 St Grammat von Curtius, Lektüre Cyrapädie V. VI. VII und aus den Erinnerungen an Sokrates I. II. III. nach Schenkel. Aus Demosthenes die I und III. Rede gegen Philipp und jene über den Frieden. Aus der Odyssee III. und IV B. Präparat Pensa. Gesch und Geographie, wachentl 3 St. Vollendung der mittlern und neuern Gesch bis zum westphälischen Frieden nach Pütz Wandkarten von Sydow und Bretschneider. Mathematik, woch 3 St. Algebra, Unbestimmte Gleichungen, Gleichungen des II. Grades; Progressionen, Kombinationslehre; binomischer Lehrsatz, Geometrie, Anwendung der Algebra auf Geometrie in der Ebene nebst Kegelschnitten nach Moenik und Heis. Physik, wochentl. 3 St. Allgemeine Eigenschaften, chemische Verbindung; Gleichgewicht und Bewegung; Wellenlehre und Akustik nach Pisko. Philosophische Propädeutik, wach. 2 St Allgemeine Logik nach Zimmermann. Ital. Spr. Schriftliche Uebungen; Lektüre. Die 12 ersten Gesänge von Dante's „L' inferno“; Erklärung und Lebensgeschichte des Dichters nach Kopisch.

VIII. Kurs.

Klassenvorstand: Johann Paul Ehrenberger.

Religionslehre: wach 3 St. Geschichte der Kirche Jesu Christi, nach Feßler. Deutsche Sprache, wach 3 St Grundzüge der Aesthetik und Erklärung der Dichtungsformen mit einschlägiger Lektüre Göthe's „Tasso" (gelesen und erklärt). „Aesthetische Vorträge von A W Grube Göthe's Elfenballaden und Schiller's Rittercanonzen". Im II Sem Wiederholung der Literaturgeschichte, vorzüglich der romantischen Schule, schriftliche Aufsätze und freie Redeübungen. Latein Spr., wach 5 St Lektüre: aus Tacitus: Anal. lib. I. 6 11. 12; auserlesene Stücke Aus Horaz. Carm I 10 11. 12. 15 18 20 28. 29 31. II 1. 3. 14 15. 17. III 4 8. 24. IV. 2 6. 9. 14. 15. Epod. 1. 2. 7. Sat. II 2. 6 8. Epist I. 1. 19 20. II. 1. Griech Spr, woch. 5 St Grammat von Curtius Aus Sophocles Ajax. Aus Plato: Euthyphron und Apologie des Sokrates. Präparat., Pensa. Gesch. und Geographie, woch 2 St. Schluß der neuern Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte des österr Staates nach Pütz Die wichtigsten Punkte aus der österr Vaterlandskunde. Mathematik wach 1 St Zusammenfassende Wiederholung des mathematischen Unterrichtes und Uebung in Lösung mathemat Probl, nach Maçnik und Heis Physik, woch 3 St Vollendung des Unterrichtes in der Physik, nach Kunzel Philosophische Propädeutik, woch 2 St Empirische Psychologie nach Zimmermann Italien. Sprache, wach 2 Stunden. Schriftliche Uebungen zu Hause und in der der Schule Lektüre und Erklärung der 6 ersten Gesänge aus Dante's „Il paradiso". Zur Literaturgeschichte: Nuovo Saggio d'una Estetica della Letteratura Italiana von Dr. B. Molpago.

Freigegenstände.

1. Englische Sprache in zwei Abtheilungen, mit je 1 wochentl St. Praktischer Unterricht in der Aussprache und Sprachbildung, nach Rothwell's Lehrbuch der englischen Sprache und Englisch Reader. Lehrer P. Sigismund Kach

2. Arabische Sprache, wach 2 St nach der vom Lehrer selbst verfaßten Grammatik. Lesebuch von Oberleitner und für das Vulgär Arabische das Werk von Wahemund Lehrer P Markus Vergeiner

3. Geodäsie in 2 Abtheilungen mit je 1 woch St. Lehrer P Angelikus Wahlgemuth.

4 Stenographie in 2 Abtheilungen mit je 2 wach Stunden. I. oder Anfänger Kurs nach der Münchner Preisschrift Lehrer Simon Lebl, Stud. des 7. Kurses II. oder Fortbildungskurs nach dem Lehrbuche von H Rätzsch. Lehrer August Schenk, Stud des 7 Kurses Die Schreibübungen wurden von Viktor Perathaner, Stud. des 8 Kurses, geleitet. Als Privatlektüre

Digitized by Google

dienten der Kolendee und die Zeitschrift des Tiroler Stenographen-Vereines und das Dresdner Korrespondenzblatt.

Die Oberaufsicht führte der Vereinsmandator P. Vital Franzelin.

5. Gesang in 2 Abtheilungen. Den Unterricht für die Anfänger ertheilte Johann Schorn, Stud. des 7. Kurses woch. durch 2 Stunden, die Uebungen des Männerstimmen-Chores leitete Herr Karl Peschak woch. 1. St.

6. Zeichnen in 2 Abtheilungen mit woch. 2 St. Den Unterricht ertheilten die Stud. Emmanuel Wallnöfer und Hugo v. Kager; letzterer nach der Methode und unter gefälliger Aufsicht des k. k. Hauptmannes Hrn. Heinrich Schäpfer.

7. Turnen woch. 3 St. lehrte Herr Alois Schiestl, Turnlehrer.

III. Deutsche Aufgaben,

welche von den Schülern des Obergymnasium in der Schule und zu Hause bearbeitet wurden.

V. Kurs.

1. Dem Fleiße reifen goldene Ernten. 2. Die Sprache der herbstlichen Natur. 3. Kenntnisse sind der sicherste Reichthum. 4. Das Jahr in seinem Verlaufe ein Bild des menschlichen Lebens. 5. Charaktere des Judas Ischariot, nach Klopstock. 6. Wozu soll die Wahrheit des Satzes: Man ist nur einmal jung — uns auffordern? 7. Ueber die wichtige Rolle, die das Papier in der Welt spielt. 8. Die Gewitter, ihre Gefahren und ihr Segen. 9. Arbeit keine Last, sondern eine Wohlthat. 10. Die Wohlthaten des Wassers. 11. Die Kommunikationsmittel unserer Zeit im Vergleiche mit denen vor 100 Jahren. 12. Freuden und Leiden der Landwirthe, nach Kleist's Frühling. 13. Pflug und Schwert streiten um den Vorzug; Gesprächsform. 14. Schwert und Feder — als Kampfeswaffen — streiten um den Vorzug; Gesprächsform.

VI. Kurs.

1. „Die Heftigkeit sowohl in Freud und Leid — Zerstört sich selbst mit ihrer Wirksamkeit." Hamlet. 2. Wo das Herz der Jugend ist, dort ist die Hoffnung oder Besorgniß der Zukunft. 3. Beschreibung des Schulzimmers. 4. „Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank." Rückert. 5. Nichts vollkommen auf Erden (menschliche Weisheit und Tugend, alles Menschenwerk und Glück). Die segenbringenden Eigenschaften aller Thätigkeit: 6. a. Maaßhalten — „ohne Rast, aber ohne Hast." b. Zur rechten Stunde den rechten Gegenstand. 7. c. Mit Liebe — nicht invita Minerva. d. Abwechslung — nicht so sehr mit Ruhe, wie mit den Gegenständen. 8. Lust

und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten. Metrische Uebung. 9. Der Griffel des Künstlers ist edler als ein königliches Scepter und 10. Die Feder des Denkers mächtiger als ein kaiserliches Schwert. 11. Die Charaktere in Göthes „Iphigenie“ 12. „Eins bist du dem Leben schuldig: Kämpfe aber halte Ruh; — bist du Ambas, sei geduldig, bist du Hammer, schlage zu.“ 13. „Es tröpfelt eh', vor's regnet.“ 14. Des Menschen guter oder böser Geist ist die Zeit.

Von mehreren andern Aufgaben wurden Dispositionen in der Schule gemeinschaftlich vorgenommen.

VII. Kurs.

1. Im Leid halt aus, in Freud halt ein. 2. Nur heute laß dich nicht fangen, dann bist du hundertmal entgangen. 3. Der Mensch geht sein ganzes Leben in die Schule. 4. Die meisten Menschen sterben im Fragezeichen, einige im Ausrufungszeichen, viele im Comma, — wer stirbt im Schlußpunkt? 5. Warum hadern manche keine Freunde? 6. Wem gibt die unbesungene Geschichte den Namen des Großen? 7. Memento vivere. 8. Sei ein Schneck im Rathen, ein Vogel in Thaten. 9. Ein Gewitter im Walde. 10. Die Stadt aar und nach dem Kriege. 11. Nicht hasse, wer des Drachen Zähne säet, Erfreuliches zu ernten. 12. Ein Wort kann oft des Lebens wilde Stürme heilen. 13. Was sagt uns der Anblick fruchttragender Bäume? 14. Das Herz des Bösen verschließt sich der Natur. 15. Ist ein Tiroler oder der Kürnberger der Verfasser des Nibelungenliedes? 16. Sind Max und Thekla in Schiller's Wallenstein überflüssige Personen? Die Frage soll durch Hinweisung auf Rudenz und Bertha im Tell erörtert werden.

VIII. Kurs.

1. Licht- und Schattenseiten der Photographie. 2. Früh übt sich, was ein Meister werden will. 3. An Schiller's „Spaziergang“ soll die Kunstberechtigung der Lehrdichtung nachgewiesen werden. 4. Das Mittelalter eine sternhelle Nacht. 5. Hochmuth dringt zu Fall. 6) Nichts Gangbares ist der Menschheit dem Geldr gleich zum Gift erfunden; es lehrt und schult und wandelt Sinnesarten um, es macht sie fähig jeder Gottesvergessenheit. (Sophokles.) 7. Immer ist Zeus großprahlendem Stolze unhold (Sophokles.) 8. Weh' denen, die dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn! sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden und ächert Stadt' und Länder ein. 9. Wer den Bestrn seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten. 10. Ballade und Romanze. Worin besteht ihr Unterschied? (Nach Huber.) 11. Eintheilung der Dichtkunst. 12. Nachweis des organischen Zusammenhanges unter den einzelnen Gymnasialdisciplinen. 13. Ursachen des Verfalles und Wiederaufblühens der deutschen Sprache. 14. Erlkönig und Taucher. 15. „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt den Thoren niemals ein, wenn sie den Stein der Weisen hatten, — dem Weisen mangelte

der Stein." (Faust.) 16. Als Maturitätsprüfungs-Thema: Worin liegt die Berechtigung der Anhänglichkeit an die Heimath und die Sehnsucht in die Fremde?

Ueberdies wurden von einzelnen Schülern im 7. und 8. Kurse nach eigener Wahl folgende Themate zu Hause bearbeitet und in der Schule in freier Rede vorgetragen:

VII. Kurs.

Die Freiheit. (Kulturhistorische Skizze.) Wesen, Nutzen und Bedeutung der Stenographie. Wichtigkeit des Geschichtsstudiums. Der Humanismus. Charakter Sigfrieds im Nibelungenlied. Der Kosmopolitismus. Der Patriotismus. Schwierigkeiten der öffentlichen Redeversuchen. Prinz Eugen. (Biographische Skizze.) Kloster Söden. (Historisch-geographische Abhandlung.) Beruf des Studenten. Wichtigkeit der Redeübungen.

VIII. Kurs.

Ueber die heutige Bedeutung der Redezeichenkunst. Welche Umstände verursachten den Sturz des weströmischen Reiches? Ueber die „ars poetica." Deutschland über Alles! Vortheile des Krieges. Vergleich zwischen früherer und jetziger Gymnasialbildung. Nutzen der Ordnungsliebe. Ueber den Missbrauch der Uebersetzungen klassischer Werke. Was trug die Sophistik zum Sturze Griechenlands bei? Dürfen wir das Mittelalter verachten? Religion und Kunst in ihrer Verbindung. In wieferne hat die Renaissance der deutschen Literatur geschadet? Weltgeschichtliche Stellung Otto's des Großen. Der Benediktinerorden und sein segenreiches Wirken im Mittelalter. Bedeutung der Mathematik.

IV. Vermehrung der Lehrmittel.

A. Bibliothek.

I. Für die Lehrer.

An Geschenken erhielt die Lehranstalt:

1. Von Ihren kaiserl. Hoheiten den durchlauchtigsten Herrn Erzherzogen von Oesterreich Leopold, Ernest, Sigismund, Rulner und Heinrich die Fortsetzung des mittelhochdeutschen Wörterbuches von Benecke-Muller.

2. Vom h. k. k. Staatsministerium: a. Die Zeitschrift „Germania" von Pfeiffer. b. Oesterreichischer Bericht über die internationale Ausstellung in London 1862.

3. Von der h. k. k. Statthalterei in Innsbruck den laufenden

Jahrgang der österr. Gymnasialzeitschrift und die geologischen Publikationen des F. M. L. Gr. v. Morenzi.

4. Von der geologischen Reichsanstalt die von ihr veröffentlichten Jahrbücher.

5. Vom k. k. Schulrath Herrn Anton Stimpel mehrere lat. Klassiker und viele Hilfsbücher für den philologischen Unterricht.

6. Vom Hochw. Herrn Gabriel Ronacher, f. b. Seminar-Subregens in Brixen Sinnacher's Beiträge zur Geschichte der bischöfl. Kirche von Säben und Brixen.

7. Vom Herrn Anton Stentz in Neusiedel mehrere Bände und Broschüren naturhistorischen und geschichtlichen Inhaltes.

8. Vom Herrn Med. Dr. Marchesani Klopstock's Werke.

9. Vom Herrn J. F. Amon Cicero's Werke und Schubart's Gedichte.

10. Von der F. Tempsky'schen Verlagshandlung in Prag Gindely's Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Obergymnasien und Schenkl's Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen und Lateinischen in's Griechische.

Angeschafft wurden:

Die Fortsetzungen des deutschen Wörterbuches von Grimm, — der Weltgeschichte von Contu, — der latein. und griechischen Klassiker. Petermann's geographische Mittheilungen, Meyer's Conversationslexikon; Bibliothek der deutschen Klassiker, Flir's Briefe aus Innsbruck; Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols, v. Socken's Leitfaden zur Kunde des heimischen Alterthums; Lemke's Aesthetik, Grube's ästhetische Vorträge, Oesterreichische Geschichte für das Volk nebst den nöthigen Lehrbüchern und verschiedenen Broschüren.

2. Für die Schüler.

Zur Schülerbibliothek lieferten Beiträge die Herren Richard v. Pour. Buchhändler und Alfred Kirchberger in Brixen und die Schüler Lebl v. 7. K. und Roggler vom 6. Kurse. Mit der eingehobenen Jahrestaxe (20 kr.) für die Benützung der Bibliothek wurden 13 Werke aus dem Gebiete der Geschichte und Geographie angekauft und das Eindinden von Büchern bestritten.

Die Bibliotheksgeschäfte besorgte gütigst Prof. P. Sigismund Koch.

B. Naturalienkabinet.

Dasselbe wurde im Laufe des Schuljahres bereichert durch:

1) Eine Mappe prachtvoll präparirter und seltener Algen; — Geschenk des Herrn Med. Dr. Seb. Baur.
2) Diverse exotische Insekten, 24 Stücke, mitgetheilt von Herrn Ant. Stentz.
3) Eine kleine Anzahl noch abgängiger Conchylien wurde käuflich erworben.
4) Einige Nattern und 1 Vipera aspis vom Hochw. Herrn A. Amon in Kampenn.

5) Etliche Vögel, darunter ein bereits präparirter Colymbus aeeticus, mitgetheilt von L. Ritter v Toggenburg in Venedig, und verschiedene Einzelndinge.

C. Physikalienkabinet.

An Geschenken erhielt dasselbe:

1) Einen Saxtonten o Med De Ant Professor
2) Einen Himmelsglobus und mehrere Sonnenuhren von Frau Wittwe Morbacher
3) Eine große Quantität konzentr Spiritus vom Herrn Oellacher, Apotheker in Innsbruck, Herrn Eberlin, Apotheker, und Herrn Kenntschneider, Handelsmann, hier

Durch den Kreuzerverein:

1) Den Schwungapparat von Fessel
2) Mehrere Projektions Vorlagen und geodätische Requisiten
3) Zwei Gyrotropen und einige Stereoskopbilder.

Angeschafft wurden:

1) Vier Elemente von Jodolini
2) Ein Schraubenstock und mehrere Stellscheuben
3) Eine Tangentenbousole

Ueberdies wurden die nöthigen Reparaturen besorgt

D. Münzen- und Alterthümer-Sammlung.

Für die Münzensammlung lieferte Beiträge Herr Med. Dr. Bergmeister. Durch Austausch wurden 12 tirol Thaler und 3 antike röm. Münzen acquirirt.

Durch Ankauf einer kleinen Sammlung ausgegrabener Anticaglien aus Südtirol wurde der Grund zu einer Alterthümer-Sammlung gelegt, die durch die Güte des Hochw Herrn Spitalpfarrers Toblander mit einigen antiken römischen Lampen bereichert wurde.

E. Verschiedene Beiträge und Leistungen.

Der Hochgeb. Graf Ludwig v. Soenthein, k. k. Kämmerer und Komthur des Franz Josef Ordens, übermittelte auch heuer wieder großmüthig eine Spende von 150 fl. für arme Schüler, denen davon Kleider, Schulgeld u. s. w bestritten wurden.

Der hohe deutsche Orden gestattete in seiner Kirche die Abhaltung der täglichen Schulmesse und des sonn- und festtäglichen Gottesdienstes und stellte hiezu gütigst die Kirchenparamente zur Verfügung.

Die Wohllöbl. Handels- und Gewerbekammer übermochte der Lehranstalt gütigst 20 fl. zur Anschaffung von Schulprämien und der Hochw Herr Kanonikus Ant v. Moyehofer zu demselben Zwecke 2 fl.

Herr Ritter Hugo v Guldegg bestritt auch heuer wieder für die Lehranstalt die Mitgliedschaftstaxe beim germanischen Museum in Nürnberg.

Der Wahlgeb. Herr Ernest Schwarz in Hahenems spendete gütigst 50 fl. für Bibliotheks-Zwecke.

Der Sekretär bei den Gemeinden Gries und 12 Malgreien Herr Jos. Ilmer besorgte auch heuer wieder gütigst für das Gymnasium die Kassiergeschäfte.

Frau Wittwe Dr. Rattensteiner spendete einen Betrag von Wachskerzen für den Gymnasialgottesdienst.

Die Vorstehung des Stenographenvereins in Innsbruck überschickte 2 Prämien für Schüler dieses Faches.

Herr Richard v. Paur, Buchhändler, widmete als Schulprämium Erichendorf's Literaturgeschichte.

Die Herren Aerzte Med. Dr. Seb. Bour, Dr. Andr. Bergmeister, Dr. Vol v. Braitenberg und Dr. Josef v. Hepperger behandelten unentgeldlich arme Studenten in langwierigen Krankheiten.

Hugo v. Koger, Stud. des 6. Kurses ertheilte unentgeldlich mehrern Schülern Zeichnungsunterricht.

Pius v. Lorcher, Stud. des 7. Kurses besorgte auch heuer wie in frühern Jahren bei festlichen Anlässen die Dekorirung des Versammlungssaales.

Viele Bewohner der Stadt und Umgebung unterstützen großmüthigst unbemittelte Studenten mit Kosttagen und monatlichen Geldbeiträgen.

Sämmtlichen Wohlthätern und Gönnern des Gymnasiums erstattet der Gefertigte hiemit den wärmsten Dank.

V. Verzeichniß

derjenigen Gymnasialschüler, welche bei der Maturitätsprüfung 1864 für reif erklärt wurden.

Die mit * bezeichneten Schüler bestanden die Prüfung mit Auszeichnung.

1.	Detomas Johann, Paza,	Berufsweg.	Theologie.
2.	Dioler Sigismund, Imst,	"	"
3.	Harm Alois, Bozen,	"	"
4.	Kinsele Josef, Bozen,	"	Jus
5	Klotz Josef, Umhausen,	"	Medizn.
6.	v. Mockawitz Alois, Bozen,	"	Jus.
7.	v. Morandell Anton, Koltern,	"	"
8.	* Niglutsch Josef, Kampenn,	"	Theologie.

9. Pfeifer Peter, Deutschnafen,	Berufsweg·	Theologie.
10 * Rainer Josef, Kaltern,	„	„
11 Targgler Georg, Missian,	„	„
12. Trater Matthaus, Mais,	„	„
13. v. Zallinger Edmund, Bozen,	„	Jus

Von den übrigen 6 Prüfungskandidaten wurden 3 auf ein halbes und 3 auf ein ganzes Jahr reprobirt.

Zu der am Schlusse dieses Schuljahres stattfindenden Maturitätsprüfung haben sich von den 21 öffentlichen Schulern des 8. Kurses gemeldet:

1. Antholzer Anton, Missian; 2. Egger Anton, Bozen; 3. Furian Leopald, St. Jakob; 4. v. Giovanelli Karl Freiherr, Brescia; 5. v. Gradmayr Karl, Bozen; 6. v. Hepperger Franz, Bozen, 7. Höfler Josef, Lana, 8. Kasseroler Sebastian, Klausen, 9. Kafler Josef, Bozen, 10. Mahlknecht Johann, Bozen, 11. Maier Alois, Bozen; 12. v. Mayrhauser Anton, Bozen; 13. Perathoner Viktor, Brixen, 14. Platter Hermann, Kastelruth; 15. Pugneth Johann, Kaltern, 16. Sailer Rudolf, St. Jakob; 17. Stolz Michael, Hall; 18. Taschler Josef, Sarnthein, 19. Ueberbacher Josef, Lajen; 20. Wassermann Josef, Bozen.

Als Privatisten meldeten sich:

Hirn Roman, Wilten, Repet; v. Reggla Anton, Bozen, Repet und 6 Franziskaner-Ordensklerker.

VI. Ausweis

über

a) die Schülerzahl:

Kurs	Eingetreten	Während des Schuljahres ausgetreten	Waren am Schlusse
I.	51	4	47
II.	42	1	41
III.	38	4	34
IV.	32	1	31
V.	34	1	33
VI.	33	I	32
VII.	26	—	26
VIII.	21	—	21
Summe:	277	12	265

b) die Klassifikationsergebnisse:

Kurs	I. Klasse mit Vorzug	I. Klasse	II. Klasse	III. Klasse	Ungeprüft blieben
I.	9	30	6	—	2
II.	10	21	6	—	4
III.	4	25	2	—	3
IV.	7	24	—	—	—
V.	4	26	2	—	1
VI.	1	28	2	—	1
VII.	2	15	—	—	9
VIII.	3	17	1	—	—
Summe:	40	186	19	—	20

Die 265 Schüler sind:

a. nach dem Religionsbekenntnisse sämmtliche Katholiken,

b. nach der Nationalität: 247 Deutsche, 10 Ladiner; 5 Italiener; 3 Romanen;

c. nach der Reichsangehörigkeit: 261 Oesterreicher, 4 Ausländer (3 Schweizer und 1 Bayer.)

d. nach den österr. Kronländern: 256 aus Tirol, 2 aus dem lombardo venet. Königreich; 2 aus Kärnthen; 1 aus Mähren.

In Bozen geboren aber daselbst ansässig sind 147.

Durch 3 landesfürstliche und 4 Familien-Stipendien bezogen 7 Schüler eine Unterstützung von 554 fl. 30 kr. Oe. W.

Im k. k. Konvikte „Joanneum" befanden sich 36 Zöglinge, von denen 8 gegen Bezahlung, 22 gegen Erlag einer Taxe von durchschnittlich 45 fl. und 6 unentgeldlich die ganze Verpflegung fanden.

VII. Zur Chronik des Gymnasiums.

Das Schuljahr hatte mit Genehmigung der h. k. k. Statthalterei am 9. September begonnen.

In der letzten Woche des Oktobers besuchte der Hochwürdigste Monsignor Josef Thaler als k. k. Gymnasialkommissär die einzelnen Klassen der Lehranstalt und legte den Schülern unter Hinweisung auf ihren hohen Beruf die eifrige allseitige Pflichterfüllung in einer kurzen Ansprache an's Herz.

Am 24. Februar veranstalteten die Schüler der Lehranstalt eine — kurz vorher aus Anlaß der Namensfeier des Gefertigten mit Beifall aufgeführte — musikalisch-deklamatorische Produktion („Der Philister" von J. Otto) zum Besten der Brandbeschädigten in Steinzing, die vom Publikum mit Anerkennung der musikalischen Leistungen aufgenommen wurde und für den edlen Zweck einen Reinertrag von 65 fl. ö. W. erzielte. Der Herr Bürgermeister von Steinzing drückte dafür den Schülern der Lehranstalt in einem verbindlichen Schreiben den wärmsten Dank aus.

Am 6. März starb der hoffnungsvolle, brave Schüler des 3. Kurses, Georg Heiß aus Sarnthal.

Vom 29. Mai bis 3. Juni wurde die schriftliche Maturitätsprüfung vorgenommen.

Am 19. und 20. Juni inspicirte der k. k. Schulrath und Gymnasialinspektor Herr Dr. Konrad Holder die Klassen der Lehranstalt.

Flavian Orgler,
Direktor.

99 834010